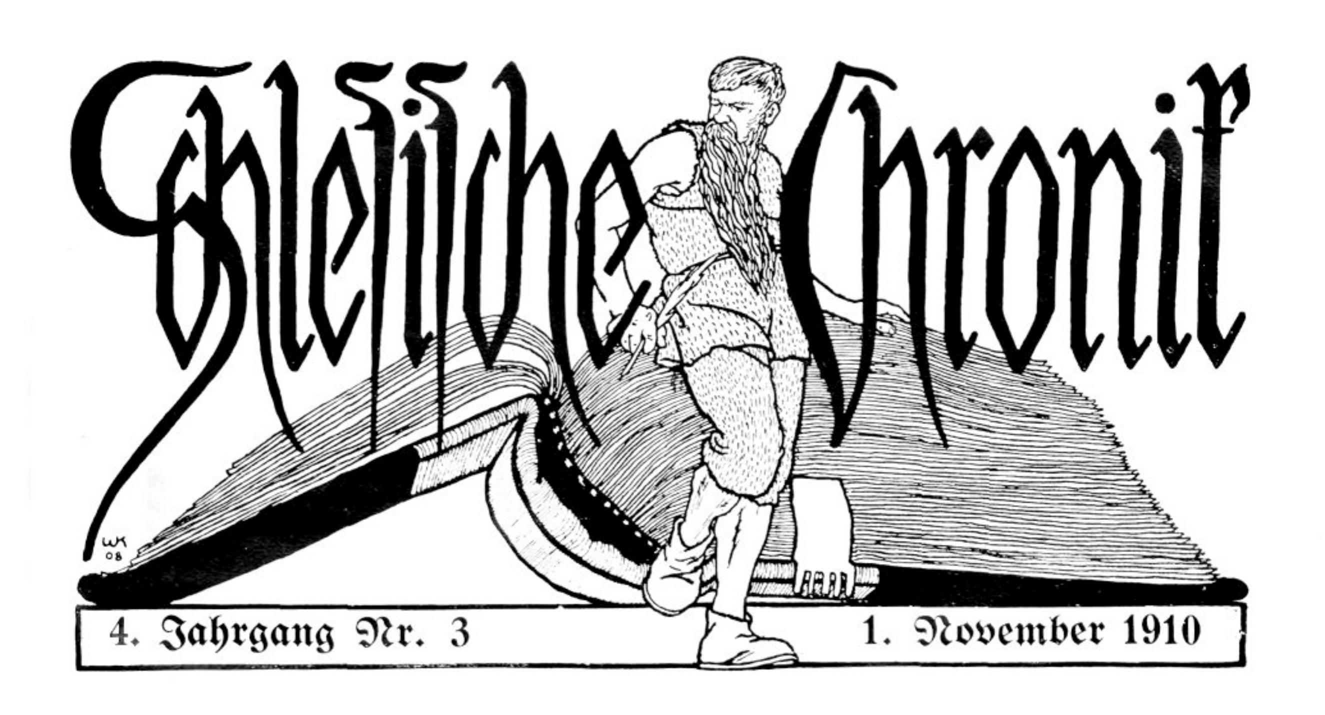
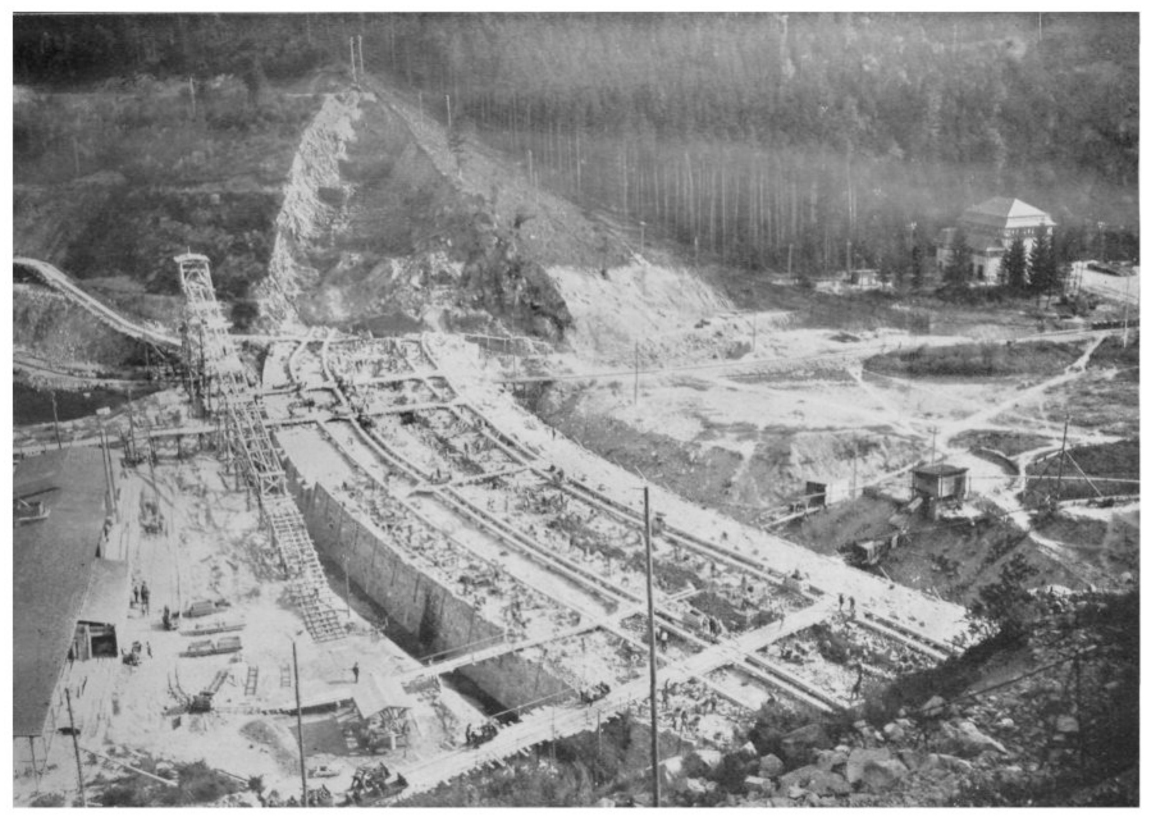




phot. Gebr. Haeckel in Berlin

Die im Bau begriffene Riesengebirgs-Talsperre bei Mauer unweit Hirschberg



phot. Dr. M. Treblin

Das Kar der Großen Schneegrube im Riesengebirge
Unten im Vordergrund jüngste Endmoräne der Eiszeit

Die Talsperre bei Mauer

(Abb. S. 61.)

Eines der großartigsten Riesengebilde von Menschenhand wird uns in seinem Entstehen vorgeführt. Die gewaltige Sperrmauer in der Nähe des Ortes Mauer, der schon durch seinen Namen dazu prädestiniert erscheint, den riesigen Wassermengen des Hochgebirges ein Hemmnis zu werden, erhebt sich aus dem Grunde. Mehr als tausend Arbeiter, meist Oesterreicher oder Italiener, schaffen an dem gewaltigen Werke. Die Sperrmauer besitzt an ihrem Fuße eine Stärke von 50 Metern. Nach oben zu soll sich dieselbe bis auf 8 Meter verringern. Um ihr eine sichere Grundlage zu schaffen, fundierte man sie auf den Felsen. Während derselbe an manchen Stellen schon bei 10 Metern gefunden wurde, hatte man an der tiefsten 42 Meter tief zu graben, ehe man auf Fels stieß. Der Bau schreitet gegenwärtig rüstig fort.

Die Kare der Schneegruben

In ganz Deutschland gibt es — wenn wir von den Alpen selbst absehen — kein Landschaftsbild von so ausgesprochen echt-alpinem Charakter wie die Kare der Schneegruben im Riesengebirge. Von ähnlicher Wildheit und Großartigkeit sind im Riesengebirge nur noch die Teiche, der Elbgrund und die tiefen Täler um die Schneekoppe. Alle diese Einschnitte verdanken zum Teil ihre Gestaltung der Eiszeit. Besonders auffällige Spuren hat dieser wichtige Zeitabschnitt der Erdgeschichte noch in den Schneegruben hinterlassen. Die Entstehung*) dieser tiefen lehnsesselartigen Gebilde hat man sich etwa folgendermaßen zu denken: Während der Eiszeit sammelten sich in Vertiefungen des Gehänges kleine Firnfelder, die Gletscher entsandten. Die Gletscher vertieften die Senken, räumten das absplitternde anstehende Gestein und die vom Gehänge abbröckelnden Gesteinsmassen aus und lagerten die mitgeschleppten Gerölle und Geschiebe als Moränen ab. Die innerste, gut erhaltene jüngste Endmoräne der Großen Schneegrube ist auf unserm Bilde leicht erkennbar. Weiter nördlich folgt ein kleinerer Wall, der die kleinen Kochelteiche aufstaut. Unterhalb von ihnen stößt man auf einen recht hohen und langen Endmoränenbogen, der von den Gletschern beider Gruben abgelagert wurde. Endlich trifft man bei weiterem Abwärtsgehen auf die äußersten beiden Endmoränen. Sie wurden zu einer Zeit abgesetzt, als die Gletscher der Gruben sich im Vorland noch nicht vereinigten, sondern noch ein Felsriegel trennend wirkte. Sie stellen die ältesten Endmoränenzüge dar. Dieser Erklärung stehen zwei schwer zu erklärende Tatsachen gegenüber: 1. Man muß dem Gletscher schon an seiner Wurzel eine erhebliche Erosionstätigkeit zutrauen. 2. Warum entstanden unter sehr ähnlichen Bedingungen im Reifträgerloche und im Quelltrichter der oberen Kochel keine Kare? Die Quelltrichter dieser Senke sind noch gut erhalten, und irgend welche Spuren der Eiszeit sind bisher dort nicht gefunden worden. Sollten etwa die Kare der Gruben schon in ihren Grundzügen vor der Eiszeit bestanden und nur wegen ihrer Beschattung die Entwicklung von Kargletschern begünstigt haben? Durch den Bergschatten ist heute die mögliche Dauer des Sonnenscheins in der Großen Grube um volle 7 Stunden gekürzt! Es möge darauf hingewiesen werden, daß manche Gelehrten das Hauptgewicht bei der Entstehung der Kare auf die Verwitterung der Wände legen. Einen guten Ueberblick über die Gruben gewinnt man schon vom Grat der Schneegrubenbaude und von den Grubenrändern vom Kamme aus; den vollen Genuß aber dieser großartigen Szenerie erhält man erst bei einer Durchwanderung der Gruben. Der durchführende Pfad ist unmarkiert, aber mit Hilfe einer guten Karte (z. B. der Kießlingschen im Maßstab 1 : 40 000) nicht zu verfehlen. Jedem rüstigen Fußgänger, der die Mühen eines schlecht gebahnten Fußweges mit in den Kauf nimmt, kann diese Wanderung nicht genug empfohlen werden. Die Besitzer wollen den Pfad nicht verbessern und markieren, so daß die Ursprünglichkeit dieser herrlichen Landschaft erhalten bleibt. Es ist wirklich recht gut, daß es im Riesengebirge noch ein paar beschwerliche Wege gibt, wo man vollen Naturgenuß in größter Einsamkeit finden kann.

Dr. M. Treblin in Breslau

*) Vgl. J. Partsch: Die Gletscher der Vorzeit in den Karpathen und den Mittelgebirgen Deutschlands; Breslau 1882, und: Die Vergletscherung des Riesengebirges zur Eiszeit. Stuttgart 1894.

Die neue Bahn Hirschberg—Löwenberg

Im vorigen Jahre ist eines der schönsten Täler unseres Gebirges, das Bobertal zwischen Hirschberg und Löwenberg, dem Reiseverkehr durch die Eröffnung der Bahn Hirschberg—Löwenberg erschlossen worden. Bisher lag es völlig abseits von den Bahnverbindungen, und von dem Strom der Touristen verirrten sich nur wenige in die wildromantischen Schluchten und lieblichen Partien des Tales. Selbst der Teil, der vor den Toren von Hirschberg liegt, die Sattlerschlucht, war eigentlich nur den intimsten Kennern des Riesengebirges vertraut, weil sich der allgemeine Reisestrom nach dem Hochgebirge, der entgegengesetzten Seite, ergießt. Und in der Sattlerschlucht fand der Wanderer bald seiner Reise Ende; nicht ganz unberechtigt heißt die Fabrik, die etwa eine halbe Meile von Hirschberg boberabwärts in jener Schlucht liegt, „Weltende"; denn hier versperren die steilen Schluchten des Bobertales die Weiterführung der Straße, und nur der echte Naturwanderer läßt sich nicht abhalten, auch auf den schwierigen, schmalen Fußstegen das Tal weiter zu durchstreifen bis zum Bernskenstein, wo sich die Kemnitz in den Bober ergießt, und weiter zum Limpelstein und nach Mauer, wo der Fluß aus den engen Schluchten heraus-

tritt und in sanfter, lieblicher Berglandschaft weiter dem Tieflande zufließt.

Die neue Bahn stört die Romantik des Tales in keinem Teile. Von den Schluchten, in denen der Fluß bald zwischen dunkelbewaldeten, steilen Bergen, bald an senkrechten Felswänden hinrauscht, hält sie sich abseits, etwa drei bis fünf Kilometer weit, und in dem Hügelland, das hier die Bahn durchfährt, kann man sich die nahen, steilen Schluchten nur im Geiste vorstellen; sie bleiben nach wie vor dem Touristen vorbehalten, der für die Köstlichkeit des Naturgenusses auch die Mühen der zum Teil pfadlosen Wanderung auf sich nimmt. Nicht allzulange freilich mehr wird es dauern, dann wird auch diese Wanderung beschränkt werden, beschränkt durch ein Wassermeer, das sich von Mauer aufwärts erstrecken wird oberhalb der Talsperre, die dort gebaut wird, und die die gewaltigsten Wassermassen in Europa, nämlich nicht weniger als fünfzig Millionen Kubikmeter, etwa fünf Kilometer weit aufstauen wird. Auch manche Seitentäler wird dieser gewaltige See erfüllen, und eines dieser Täler, das Tschischdorfer, überquert die neue Bahn auf einer 130 Meter langen eisernen Bahn, die sich pfeilerlos vierzig Meter hoch über den Grund spannt und lediglich von einem ins Tal ragenden Bogen an den steinausgemauerten Schluchtenwänden gehalten wird.



phot. G. Hallama

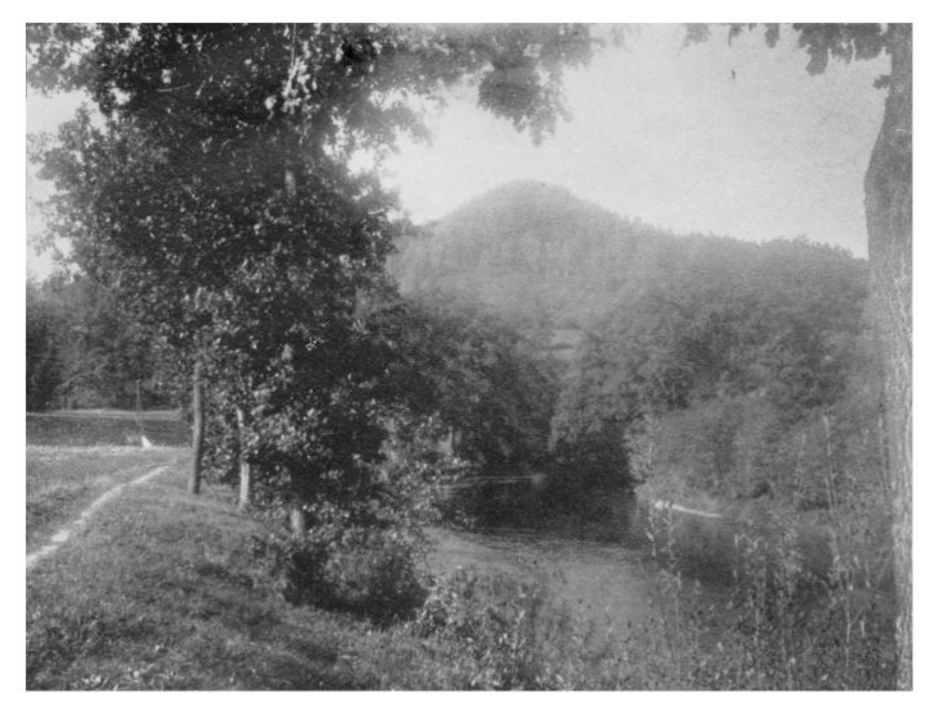
Viadukt und Tunnel der neuen Bahn Hirschberg-Löwenberg bei der Mauer-Tschischdorfer Chaussee

Dort eröffnet sich von der Bahn aus ein schöner Blick in die Boberschlucht und nach dem Bau der Talsperre, deren Bahnstation wir hier erreichen. Hunderte von Arbeitern wimmeln auf der Baustelle herum, wo die gigantische Mauer der Sperre von dem bloßgelegten Felsgrunde sechzig Meter hoch zwischen den Felswänden des Tales langsam emporwächst. 250 000 Kubikmeter Stein wird diese Cyklopenmauer enthalten. (Vergl. auch Bild und Text auf S. 61 und 62.) Die Kosten des Baues einschließlich Grunderwerb werden etwa neun Millionen Mark betragen; außerdem wird ein elektrisches Kraftwerk für zwei und eine halbe Million Mark gebaut, das mit Hilfe des aufgestauten Wassers eine tägliche Kraftleistung von 3000—6000 PS. produzieren wird.

Die Hänge des Harteberges, an die sich die Mauer der Talsperre lehnt, engen das Tal stark ein; die neue Bahn durchbricht den vorgenannten Berg in einem Tunnel von hundertachtzig Meter Länge, um jenseits des Berges nun dauernd dem Tale zu folgen, das sich hier bei dem Dorfe Mauer zwischen anmutig bewaldeten Bergen gemächlich ausbreiten kann. Aber bald treten die Berge wieder näher heran, und die Eisenbahn schlüpft jenseits des steinernen Viadukts über der Mauer-Tschischdorfer Chaussee wiederum durch einen Tunnel, überschreitet dann, bei Mauer-Waltersdorf aus dem Berge herauskommend, den Bober und schmiegt sich nun auf dem linken Ufer den bewaldeten Hängen und der Teufelsmauer an, über die sich der Kynberg (Siehe das Bild auf S. 64) malerisch erhebt und die grünen Matten der herrlichen Flußlandschaft abschließt. Weite Blicke eröffnen sich auf diesem Teile der Bahnfahrt über die Wiesen des Tales in die Seitenschluchten hinein und an den waldigen Bergen hinauf und entlang bis zur Burgruine Lähn, deren wohlerhaltener Turm hoch aus Waldesgrün hervorragt und einen herrlichen, weiten Blick über das Bobertal nach dem Riesengebirge bietet.

Ehe der Zug zum Bahnhof Lähn gelangt, muß er noch einen 320 Meter langen Tunnel durchfahren. Prächtig ist wieder der Blick jenseits des Tunnels auf das in einem Talkessel gelegene Städtchen Lähn, das Ende Juli 1897 von dem furchtbaren Hochwasser völlig überschwemmt worden ist, (was den Anlaß zu dem Bau der Talsperre gegeben hat), und hinauf nach Arnsberg, dem reizenden Dörfchen über dem Tal. Die Ruine Lähn liegt dicht über dem Bahnhof Lähn, dessen Stationsgebäude einem geschmackvollen Landhause gleicht. Ueberhaupt erinnert keines der Stationshäuser dieser neuen Bahn an den häßlichen Kastenstiel der bisher üblich gewesenen königlich preußischen Bahnhofsgebäude. Hell und freundlich im Landhausstiel, mit viel Verwendung von Holz sind die Stationsgebäude der neuen Bahn ausgestattet, und da der Sandstein sozusagen an der Schwelle liegt, sind die Oeffnungen der Türen und Fenster vielfach mit Sandstein ausgelegt.

Hinter Lähn durchwinden Tal und Bahn die letzte scharfe Einschnürung zwischen Harte- und Arnsberg. Dann dehnt und streckt sich das Tal immer mehr, die Berge werden niedriger, aber die Lieblichkeit der Landschaft bleibt gewahrt; in sie hinein ragt von ferne der Probsthainer Spitzberg. Enger treten die Berge wieder kurz vor Löwenberg zusammen. Hier eilen Fluß und Bahn an der Löwenberger Schweiz vorüber, deren Felsformationen aus dem Zuge deutlich zu erkennen sind. In Löwenberg hat die Bahn Anschluß über Siegersdorf—Kohlfurt nach Berlin, über Goldberg—Liegnitz nach Breslau und über Greiffenberg und Siegersdorf—Görlitz nach Dresden, und mit Hilfe dieser Anschluß-Strecken wird das schöne Bobertal bald in Schlesien und über Schlesien hinaus bekannt werden samt der alten, an Kunstschätzen reichen Stadt Löwenberg, die zum Durchgangspunkt für den Reiseverkehr aus dem Tiefland durch das Bobertal nach dem Riesengebirge werden wird. Selbst von Breslau aus ist der Weg über Löwenberg in das



Der Kynberg

phot. G. Hallama

Riesengebirge nur um wenige Kilometer weiter wie über Königszelt, und diesen kleinen Umweg sollte man nicht scheuen, um die schönste Stadt Schlesiens, wie Löwenberg vielfach genannt wird, und das ganze Bobertal aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Georg Hallama in Breslau

Denkmäler

Fritz Reuter zu Ehren, der am 7. November 1810 in Stavenhagen in Mecklenburg geboren wurde und dessen 100. Geburtstag daher im voraus gedacht werden sollte, veranstaltete der wissenschaftliche Verein in Frankenstein in Schlesien am 20. Juni dieses Jahres einen Ausflug nach Silberberg, um dort im Donjonhofe der Festung eine Gedenktafel an den Aufenthalt Fritz Reuters zu enthüllen. Die städtischen Behörden und der Eulengebirgsverein in Silberberg hatten sich zu dieser schönen Feier eingefunden. Der Vorsitzende des wissenschaftlichen Vereins, Gymnasialdirektor Dr. Otto Seidel aus Frankenstein, übergab die Erinnerungstafel der Stadt Silberberg, worauf Bürgermeister Janek-Silberberg den Dank der Stadtgemeinde abstattete und versprach, die Tafel in den Schutz der Stadt zu nehmen. Die vom Wissenschaftlichen Verein angebrachte Tafel ist aus schwarzem Granit gefertigt und trägt die Inschrift:

Fritz Reuter
(1810—1874)
war hier in Festungshaft
1834—1837

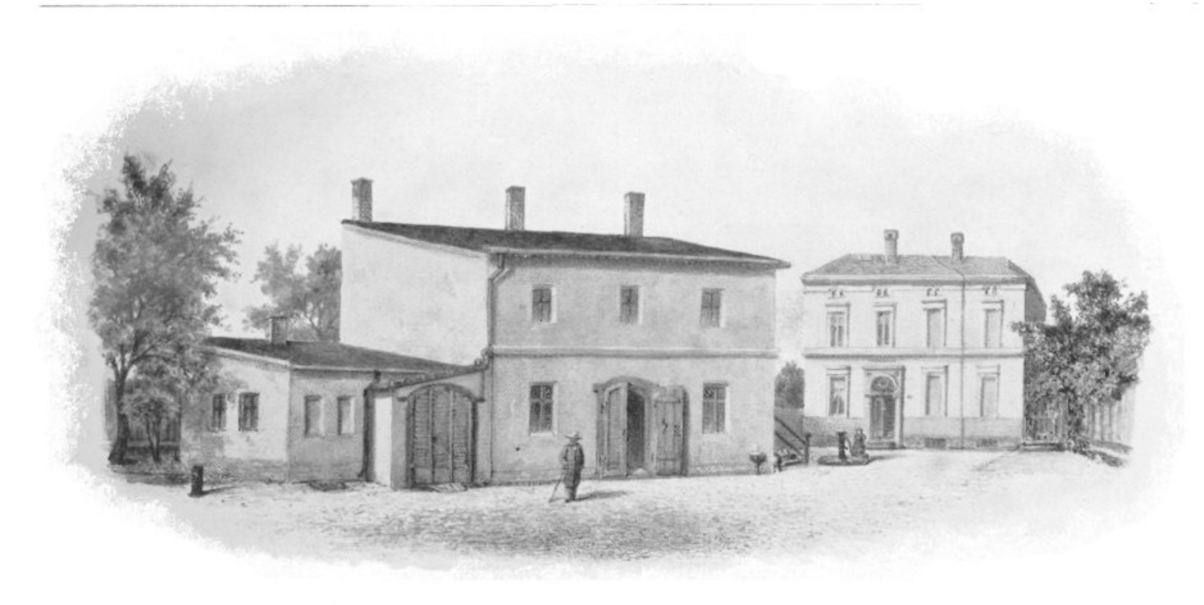
1910.

Nun einige Worte über den Aufenthalt Fritz Reuters in der Festung Silberberg, in welcher er bekanntlich von 1834 bis 1837 in Haft geweilt hat. Welche Veranlassung führte dazu? Als Student zu Jena schloß sich Reuter der Burschenschaft Germania an, die durch ihre politische Tätigkeit mit der Regierung in Konflikt geriet. Es kam, wie auf anderen Universitäten, auch unter den Jenenser Studenten zu Revolten; später löste sich die Germania auf, und Reuter wurde aus Jena ausgewiesen.

Nach dem sogenannten Attentat zu Frankfurt am 3. April 1833 fahndete man auf alle Burschenschafter. Reuter wurde daher auf der Heimreise nach Stavenhagen am 3. November 1833 in Berlin verhaftet und zunächst in der Stadt-, dann in der Hausvogtei in Untersuchungshaft gehalten, bis er, ohne daß bis dahin ein Urteil gefällt worden war, am 15. November 1834 nach Silberberg abgeführt wurde. Hier fand er, wie in der Geschichte der Stadt und Festung Silberberg berichtet wird, seine beiden Freunde und Leidensgenossen Wuthenow und Wachsmann vor. Franz Rudolf Wachsmuth, später Amtsgerichtsrat in Crossen, erzählt: „Am 28. Januar 1837 wurden wir mit vierzig anderen Studiengenossen vom Kammergerichte zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde uns in der Stadt Silberberg durch den Direktor des Stadt- und Landgerichts publiziert, hinterher eine Kabinettsordre des Königs verlesen, in welcher er das Todesurteil unbeschadet unseres Rechtes zur Appellation in dreißigjährigen Festungsarrest umwandelte. Wir appellierten nicht, hörten auch nichts von dem weiteren Verlauf des Prozesses, bis ein Jahr darauf eine neue Kabinettsordre uns verkündete, daß die Kommandanten nach 10 Jahren über unsere Führung berichten sollten."

Wachsmuth erzählt weiter: „Reuter war in der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Silberberg kränklich. Ich habe oft Tage und Nächte an seinem Bette gewacht, wenn er in wilden Fieberphantasien in seiner einsamen Kasematte lag. Sein Geist war dann Tage lang umflort. Die Luft in Silberberg war rauh. Wir hatten 9 Monate des Jahres harten Winter. Einmal sank am 16. Mai das Thermometer zwischen 2 und 4 Uhr nachmittags von 16° Wärme auf 4° Kälte, und an einem 8. Juni hatten wir armdicke Eiszapfen vor den Rinnen, welche zwischen unseren 18 Fuß dicken Kasematten das Wasser ableiteten, hängen."

Reuter wurde im Februar 1837 nach Glogau und von da aus nach sechs Wochen in das Inquisitoriats-Gefängnis zu Magdeburg gebracht. Von seinem Silberberger Aufenthalt spricht er im vierten Kapitel seines Werkes „Festungstid." Dort heißt es: „Ick was nicht gruglich; ick hadd up de Festung, von wo ick kamen was, Johre in 'ne düst're Kasematt seten, unner mir bruste un hulte de Stormwind dörch den langen unnerirdschen Gang, de dörch de ganze Festung gung, links von mi was de Festungskirch, hinner mi en düstres Lock, wo de Röwer und Mürder Erner, von den Pitavel vertellt, in Keden un Banden an de Mur anslaten west wir, awir ick hadd mi nich grugt; ick wir oftmals des Nachtens dörch de Kerch gahn, de in Fredenstiden tau 'ne Ort Mondierungskammer brukt würd. Dor hungen die Wänn entlang olle witte östreichsche Mantels, oewer jeden hung en Schacko, unner jeden stunn'n en por Stäweln, de Finstern wiren utnamen, dormit dat Tüg hübsch luftig hängen süll, un nu wewten



Das alte Asylhaus auf der Höfchenstraße in Breslau

un swewten de witten Mantels unne de Schacko un oewer de Stäweln de Wand entlang, un't was, as wenn de Geister von de ollen Oestreicher, de bi Prag un Leuthen follen wirren, noch einmal in Reih' un Glied stünn'n un noch einmal in'n Stormschritt vorrücken müßten. — Ick hadd dat üm Middernacht seihn, oewer grugt hadd ick mi nich!"

Nachdem Reuter im Jahre 1840 durch eine Amnestie Friedrich Wilhelms IV. begnadigt worden war, wandte er sich auf Wunsch seines nicht ideal veranlagten Vaters der Landwirtschaft zu, bewirtschaftete auch das väterliche Gut musterhaft. Schließlich nahm er aber die literarische Tätigkeit auf und erzielte hierin seine größten Erfolge. Er schrieb zunächst seine „Läuschen" und „Riemels," worauf dann die bekannten Werke „Franzosentid," „Stromtid", „Festungstid" usw. folgten.

Es ist Reuters größtes Verdienst, den Dialekt, diese Perle der deutschen Sprache, gerettet zu haben, und so war es wohl an der Zeit, dem großen Dichter auch in der Festung Silberberg, wo er gelebt und gelitten hat, ein sichtbares Zeichen zu weihen. P. Seidel in Frankenstein

Wohlfahrt

Die Tage des **Asylhauses auf der Höfchenstraße** in Breslau sind gezählt. Die gänzlich unzulänglichen Verhältnisse in dem jetzigen Polizeiasyl auf der Schuhbrücke haben bewirkt, daß die städtische Verwaltung den Bau eines großen, zeitgemäßen Asylhauses in Aussicht genommen hat, für welches die Pläne bereits ausgearbeitet sind. Das Terrain ist in der Niedergasse erworben worden. In dem geplanten Bau ist ein besonderer Abteil zur Aufnahme von Frauen und Kindern vorgesehen, an dem es im bisherigen Polizeiasyl leider fehlte. Nach Verwirklichung dieser dringend notwendigen Einrichtung würde sich das Asylhaus des Vereins, das vorherrschend diesem Zwecke diente, mit seinen doch immerhin bescheidenen Einrichtungen erübrigen. Es ist aber am gegenwärtigen Zeitpunkt eines baldigen Abschlusses nicht uninteressant, einen Rückblick auf die Gründung und Entwickelung des Asylvereins in Breslau zu werfen, dem das Asylhaus, der Juliushof, seine Entstehung verdankt. Der Verein wurde am 13. Dezember 1871 in der Zeit großer Wohnungsnot gegründet. Den Vorsitz übernahm der damalige Oberbürgermeister Hobrecht. Schon am 29. Dezember wurde das namentlich für obdachlose Frauen und Kinder bestimmte Asyl für Obdachlose in der Klemenskaserne auf der Basteigasse eröffnet. Doch im nächsten Sommer erhielt die Kaserne eine andere Bestimmung, und dem Verein wurden vom Magistrat die erforderlichen Räume in der Ballhauskaserne auf der Breiten Straße zugewiesen. Das Fortbestehen des Vereins war von der Erwerbung eines eigenen Grundstückes abhängig. In kurzer Zeit wurden gegen 18 000 Mark in Sammlungen aufgebracht, und es gelang, das jetzige sehr geeignete Grundstück, damals Höfchener Weg 11, heut Höfchenstraße 52 zu finden. In ihm, dem sogen. Juliushof, befindet sich das Asyl seit dem 2. November 1872 bis heute. Der Verein erhielt im Jahre 1875 die Rechte einer juristischen Person. In dem seitherigen Betrieb und den Belegzahlen des Asyls spiegelt sich der Wechsel der Erwerbs- und Wohnungsverhältnisse in Stadt und Provinz. Im ersten Jahre des Bestehens, 1872, wurde die höchste Zahl (16 207 Personen) aufgenommen. Allmählich sinken die Zahlen bis auf 5933 Personen im Jahre 1879. In den 80 er Jahren ergab sich wieder ein Aufstieg der Belegziffer bis auf 10 000 durchschnittlich, worauf sich die Zahl allmählich vermindert. Die bisher geringste Zahl von 5031 Obdachlosen wurde im letzten Jahre aufgenommen. Eine erfreuliche Erfahrung ist es, daß die Asylverwaltung noch niemals die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen mußte; zu irgend welcher Klage haben die Obdachlosen auch im letzten Jahre keinen Anlaß gegeben. Der Verwalter des Asylhauses, Inspektor Thielscher, steht demselben seit der Eröffnung vor, und sorgt mit seiner Ehefrau für musterhafte Ordnung und Sauberkeit in den Räumen.

Im Jahre 1879 wurde mit dem Asylhause eine Volksküche verbunden. In derselben haben seitdem weit über 2 000 000 Portionen warmer Mittagskost unentgeltlich verabfolgt werden können. Allein im letzten Winter wurden in 104 Tagen 32 350 Portionen Mittagessen verteilt. An diesem Liebeswerk wirkt eine Anzahl von Damen mit, einige davon seit beinahe 3 Dezennien. Von der Volksküche werden auch 138 arme Schulkinder täglich beköstigt; den Fleißigsten und Bedürftigsten von ihnen wird an jedem Weihnachtsfest eine reichliche Bescherung vorbereitet; 30 bedürftigen Familien werden in dezenter Weise im Winter Kohlen und Lebensmittel ins Haus geschickt.

Hat so der Verein bis zur Gegenwart eine vielseitige Liebestätigkeit ausgeübt, so will er dieselbe auch nach der Auflösung des Asylhauses nicht beschließen. Wie der Vorsitzende, Stadtrat Müller, mitteilte, will er vielmehr weiter Kapitalien sammeln, um auf dem ihm gehörigen Grund-

stücke ein größeres Gebäude zu bauen, in welchem der größere Teil dazu verwendet werden soll, an bedürftige, kinderreiche Witwen billige Wohnungen zu vermieten, während ein kleinerer Teil zu vorübergehender Aufnahme obdachloser Frauen und Kinder vorbehalten werden soll.

E. Schmidt in Breslau

Einweihungen

Am 10. Oktober um 4 Uhr nachmittags fand die feierliche Eröffnung der **Kaiserbrücke** in Breslau statt. (Siehe das Bild auf S. 323 des vorigen (3.) Jahrg.) Die Einweihung, die in Gegenwart des Magistrats, der Stadtverordneten und zahlreicher Ehrengäste stattfand, gestaltete sich zu einer erhebenden Feier. Dieselbe begann mit einer Ansprache des Stadtbauinspektors, Dr.-Ing. Trauer, unter dessen Leitung der Bau ausgeführt worden ist. Er schilderte kurz die Geschichte des Brückenbaues und übergab den Bau dem Stadtbaurat von Scholtz. Von diesem übernahm ihn Oberbürgermeister Dr. Bender mit dankenden Worten, in denen er betonte, die Bauverwaltung habe ein Meisterstück ausgeführt. Den Dankesausführungen des Stadtbaurats von Scholtz schloß er noch den Dank an die Verfasser des Grundprojekts, Regierungsbaumeister Mayer und Dr.-Ing. Weyrauch, an. Ganz besonders dankte er der Firma Beuchelt in Grünberg für die Ausführung der eisernen Konstruktion. Denn eine so große Kettenbrücke sei in Deutschland noch nicht gebaut worden. Mit Stolz empfinde man es, daß es eine schlesische Firma gewesen sei. Er dankte dem anwesenden Geheimen Kommerzienrat Beuchelt und dessen Oberingenieur Thomas. Nunmehr fielen die den Brückenzugang sperrenden Girlanden, und Fahrzeuge der Feuerwehr sausten heran, um die erste Fahrt über die Brücke anzutreten. Zuerst kamen zwei mit Pferden bespannte Feuerwehrwagen, dann zwei Automobilfahrzeuge der Feuerwehr und schließlich eine Reihe von Wagen der Marstallverwaltung, die mit Girlanden und Blumen geschmückt und mit Waisenkindern besetzt waren. Der erste Wagen trug die Knaben des Waisenhauses der Neustadt, deren Pfeifer- und Trommlerchor „Heil Dir im Siegerkranz“ erklingen ließ. Als die Wagen vorüber waren, gingen die Festteilnehmer, voran der Oberbürgermeister mit dem Oberpräsidenten, über die Brücke nach dem rechten Ufer. Bald drängten die Volksmassen, die die Absperrung durchbrachen, auf die Brücke, und nun gab es kein Halten mehr. Das Gedränge war so stark, daß es ziemlich lange dauerte, ehe auch vom rechten Ufer aus die ersten Wagen die Brücke passieren konnten. Voran fuhren hier einige Bierwagen der Unionbrauerei, die bekränzt und mit Fähnchen geschmückt waren. Nicht lange dauerte es, da fuhr auch ein langer Hochzeitszug über die Brücke, und bald folgte noch ein Brautpaar, das die Fahrt ins neue Leben ebenfalls über die neue Brücke machen wollte. Dem feierlichen Akte der Eröffnung der Kaiserbrücke folgte abends auf Anregung der Baudeputation eine kleine, gemütliche Nachfeier, ein harmonisches Beisammensein des Magistrats, der Stadtverordnetenversammlung, der Vertreter der Behörden und der städtischen Beamten im Fürstensaale und im oberen Remter des von der Gartenverwaltung geschmackvoll ausgeschmückten Rathauses, wo das künstlerisch durchgeführte Modell der Kaiserbrücke aufgestellt war.

Breslauer Sommerbühnen

Ein kurzer, einst mit größten Hoffnungen begrüßter Abschnitt der wechselvollen Breslauer Theatergeschichte ging mit diesem Sommer zu Ende. Im Schauspielhause wurde das Schauspiel zu Grabe getragen. Als vor drei Jahren diesem Stiefkinde des Breslauer Theaterlebens ein stolzer Tempel errichtet wurde, der seinen Namen trug, da begrüßten von frohster Erwartung großer Dinge getragene Artikel dieses Ereignis, und jetzt stehen wir — kaum mehr sehr enttäuscht — am Grabe schöner Hoffnungen. Es ist hier nicht Raum, den künstlerischen Werdegang des Schauspielhauses als Pflegstätte des Schauspiels eingehend zu würdigen, — das würde Stoff für eine umfangreiche literarische Arbeit sein — aber es mag hier der Direktion Nieter gern bestätigt werden, daß ihr auch in kritischen Zeiten und bei unzureichenden künstlerischen Mitteln nie der ehrliche gute Wille abhanden kam, dem Schauspiel zu geben, was des Schauspiels ist.

In besonderem Maße ist ihr dies in der verflossenen Sommersaison gelungen. Das Ensemble wies neben einem Stamm von Künstlern mittleren Könnens einige Kräfte auf, die sich auch in anspruchsvollerem Rahmen in Ehren behauptet hätten, und die — vielleicht etwas zu lange — Liste der Gäste wies Namen auf, die in der Welt Thaliens genannt werden, wenn man die besten nennt. Das Niveau der einzelnen Aufführungen war durchweg achtbar hoch und — von einer verunglückten Neueinstudierung der „Journalisten“ abgesehen — war die entgleiste Skowronnekſche Offizierstragödie das einzige „schwarze Schäflein“ im Theatersommer des Schauspielhauses. Mit dem „Luxuszug“ fuhr die Direktion, nicht sonderlich glücklich, in die Sommerspielzeit hinein. Dagegen bedeutete die Neuinszenierung von Dreyers Tragödie „Die Siebzehnjährigen“ einen künstlerischen Erfolg, mit dem ausnahmsweise einmal der pekuniäre Hand in Hand ging. Rosenaus humorvolle Komödie „Kater Lampe“, die aus der Wintersaison übernommen wurde, füllte noch einige Abende, Freytags „Journalisten“ verunglückten, wie schon erwähnt, und mit dem „Taubenschlag“ erhielten zwei Fabrikanten gallischer Eindeutigkeiten für längere Zeit das Wort, als es dem guten Geschmack dienlich gewesen ist. „Die Spiele Ihrer Exzellenz“, ein aus kecker Satire und blutrünstiger Sensationsdramatik bunt zusammengewürfelter Zwitter, und „Burridans Esel“, eine abgestandene Verwässerung der bekannten Fabel, schlossen den Reigen der Novitäten, die lediglich von ständigen Mitgliedern des Schauspielhausensembles zur Darstellung gelangten.

Unter der — wie ich schon bemerkte — zu langen Reihe der Gastspiele darf dasjenige Maria Mayers die Palme künstlerischen Wertes für sich in Anspruch nehmen. In drei Frauengestalten, denen die Künstlerin durch den satten Wohlklang ihres Organs und die seelenvolle Innerlichkeit ihrer Darstellung zu warmblütigem Leben verhalf, zauberte uns Maria Mayer jene vergangenen Zeiten zurück, da wir uns im Lobetheater einer „Gespenster“-, einer „Elektra“-, einer „Elga“-Aufführung freuen konnten, um die uns größere Kunstzentren mit Recht beneideten. Interessante Proben ihres vielseitigen, technisch hervorragenden, aber durch ständige Gastspielreisen auf das Gebiet der Virtuosität gedrängten Könnens bot uns Irene Triesch, die uns drei grundverschiedene Frauencharaktere mit dem blendenden Feuer ihrer bestechenden Charakterisierungskunst erhellte. Eine mit Freuden wiederbegrüßte Erscheinung kehrte in Charlotte Waldow aus der Kaiserstadt an der Donau zu längerem Gastspiel bei uns ein. Die uns vom Vorjahre nur als vorzügliche Interpretin des derb-komischen Soubrettenfaches bekannte Künstlerin legte diesmal im Fache der modernen Salondame und als Vertreterin des seriösen Charakterfaches hervorragende Proben ihrer vielseitigen Verwendbarkeit ab. Daß dem Abschied des Schauspielhauses vom Schauspiel ein Abschied von Anna Schramm, seinem erfolgreichsten Gaste, vorangehen mußte, war nicht mehr als recht und billig. Die „furchtbar nette“ Fünfundsiebzigerin versammelte noch einmal die große Gemeinde ihrer Verehrer und Verehrerinnen im Hause an der Theaterstraße und schied erst, als ihrem letzten Auftreten ein endgültig letztes und diesem ein „definitiv allerletztes“ gefolgt war. Maria Reisenhofer und Hermann Böttcher vereinigten sich mit den schon stark gelichteten schauspielerischen Hilfstruppen des Schauspielhauses zu einer dreimaligen Aufführung von „Sodoms Ende“, die das



phot. A. Nohl in Breslau

Bild aus dem Manöver in Schlesien

Glogauer Pioniere schlagen bei Beuthen eine Brücke über die Oder

Regiment Thaliens im Schauspielhause beendete. Der Abschied war nicht sonderlich schwer; die Breslauer hielten sich mit ihren Leistungen in allzu respektvoller Entfernung von den Berliner Gästen. Aber dieser matte Eindruck ändert nichts an dem aufrichtigen Bedauern, daß es so kommen mußte, und an der Anerkennung für eine Direktion die zwar unglücklich, aber ehrlich für die ernste Kunst in die Schranken trat. Fritz Ernst

Vereine

Die Schützengilde in Neumarkt in Schlesien feierte in den Tagen vom 7. bis 9. August das Fest ihres 225 jährigen Bestehens.

Am 10. August veranstaltete die Büchsen- und Bogenbrüderschaft zu St. Fabian und St. Sebastian in Goldberg auf dem Schießstande der Schützengilde ein Schießen. Der Verein, welcher nur sieben Mitglieder zählt, gehört zu den ältesten der Provinz. Sein Gründungsjahr steht nicht fest; doch erhielt er bereits 1509 ein Privilegium vom Herzog Friedrich II. zu Liegnitz, wonach u. a. der jeweilige König frei von allen Abgaben war. In früheren Jahren schossen die Mitglieder, die noch ihre alte Uniform mit Dreistütz tragen, von ihrem eigenen Schießhause aus unter den Linden mit Pfeil und Bogen nach dem Vogel. Wegen der damit verbundenen Gefahr schießt man aber jetzt nicht mehr nach der alten Art, sondern auch nach der Scheibe. Von großem historischem Werte ist der Königsschmuck der Brüderschaft, welcher aus einer goldenen Kette und einer Anzahl goldener Schilder und Dukaten besteht; denn jeder Schützenkönig war vom Jahre 1636 an verpflichtet, einen ungarischen Dukaten als Anhänger zu stiften. Im Jahre 1635 borgte die Brüderschaft ihren Königsschmuck der Stadt, damit sie ihn für ein Darlehn verwenden konnte.

Sport

Am 25. September fanden auf der Radrennbahn in Grüneiche zu gunsten der Mutter des als Aviatiker verunglückten Rennfahrers Robl mehrere Rennen statt, die aber nur lokale Bedeutung hatten. In dem Dauerrennen siegte der neue Breslauer Stern, Thomas, überlegen, in den Fliegerrennen gewannen Neugebauer, Rosenberger, Hutner.

Der Breslauer Aviatiker Fritz Heidenreich, der bereits mehrfach erfolgreiche Flugproben abgelegt hat, bestand am 20. September vor einer Kommission des Deutschen Luftschifferverbandes die Pilotenprüfung; er flog dabei ungefähr 16 Kilometer in 20 Meter Höhe in etwa 10 Minuten. Heidenreich erwarb zugleich damit den Preis des Schlesischen Flugsportklubs, der für das Mitglied ausgesetzt war, das zuerst das Pilotenzeugnis erhält. In der Oberschlesischen Flugwoche zeichnete sich besonders Thelen aus.

Persönliches

Oberlandesgerichtsrat **Thenner** in Breslau ist als Kammergerichtsrat an das Kammergericht versetzt und zum hauptamtlichen Mitgliede der Justizprüfungskommission bestallt worden.

Im Alter von 71 Jahren starb am 13. August in Antonienhütte Direktor **Adalbert Koebly**. Mit ihm ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der sich besonders auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens große Verdienste erworben hat, wie er auch im Verwaltungskörper des Breslauer Consum-Vereins mit Erfolg tätig war. Hervorragende Verdienste hat Koebly sich um die Grafschaft Glatz erworben. Als Mitbegründer der Breslauer Ortsgruppe des Glatzer Gebirgsvereins und deren langjähriger Vorsitzender hat der Verstorbene für die ihm liebgewordene Grafschaft viel getan. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er bereits vor Jahren zum Ehrenmitgliede des Gesamtvereins und später zum Ehrenmitgliede der Breslauer Ortsgruppe ernannt.

Der freikonservative Landtagsabgeordnete für Sagan-Sprottau, Amtsrat **Reinecke** in Sagan, feierte am 12. August seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar ist be-

sonders durch seine Verdienste um die Landwirtschaft der Provinz Schlesien und speziell des Kreises Sagan hervorgetreten, in dem er 50 Jahre als Pächter der herzoglichen Domäne Mednitz Landwirtschaft betrieben hat. In dieser langen Wirkungszeit bekleidete er zahlreiche Ehrenämter. Er war Mitglied der Handelskammer, der Landwirtschaftskammer und des Bezirkseisenbahnrats. Er hat die Organisation der Brennereiberufsgenossenschaft für Schlesien eingerichtet und mehrere Jahre geleitet. Die Förderung der Landwirtschaft in seinem Kreise hat er sich als Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins für die Kreise Sagan und Sprottau angelegen sein lassen. Die beiden Kreise vertrat er auch von 1877 bis 1882 im Reichstage, und seit 1893 vertritt er sie im Abgeordnetenhause. Hier ist er namentlich durch seine Arbeit in der Agrarkommission hervorgetreten. Mit Rücksicht auf seine parlamentarische Tätigkeit gab Amtsrat Reinecke vor mehreren Jahren die Pachtung der Domäne Mednitz auf und siedelte nach Sagan über.

Nach langen Leiden verschied in Wiesbaden der Seniorchef der Firma Graß, Barth u. Comp. (W. Friedrich), **Hermann Friedrich**, im 67. Lebensjahre. Hermann Friedrich, der ursprünglich für den Baumeisterberuf ausgebildet war, trat nach dem Tode des Vaters als Mitinhaber in die Firma, in der seit ihrem Bestehen die „Breslauer Zeitung" gedruckt wird.

Am 15. August starb in Bad Landeck der Privatier **Moritz Kempinski** im Alter von 74 Jahren. Der Dahingegangene war der Begründer des 1862 eröffneten Weinhauses M. Kempinski & Co. in Breslau. Er nahm später seinen jüngeren, unlängst in Berlin verstorbenen Bruder Berthold auf und errichtete unter dessen Leitung die Berliner Filiale, die Berthold Kempinski nachher allein weiterführte und zu Weltruf brachte. 1898 verkaufte Moritz Kempinski das Breslauer Stammhaus an den Hoflieferanten Eduard Krause und setzte sich zur Ruhe.

Am 29. August abends verschied in Breslau der Landtagsabgeordnete für Breslau, Rektor **Ziesché**, der dem preußischen Abgeordnetenhause seit 1903 angehörte. Der Verstorbene wurde 1846 in Lorzendorf bei Namslau geboren und wirkte seit 1868 in Breslau. Er war Herausgeber verschiedener katholischer Fachzeitschriften und verfaßte zahlreiche Aufsätze für pädagogische Blätter. Unermüdlich kam er seinem Amte als Abgeordneter nach, und auch den kommunalen Angelegenheiten brachte er das weitgehendste Interesse entgegen. Alle, die ihm persönlich nahe gestanden haben, rühmen seine Liebenswürdigkeit, Kollegialität und lauteren menschlichen Eigenschaften. Selbst seine politischen Gegner zollten ihm deshalb stets die größte Achtung.

Der Direktor des Magdalenen-Gymnasiums, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Adolf **Moller**, beging am 26 September die Feier seines 70. Geburtstages. Zu Chur in der Schweiz geboren, besuchte er das Gymnasium zu Göttingen, studierte an dieser Universität und promovierte 1865 zum Dr. phil. Er war Probekandidat und Hilfslehrer am Gymnasium zu Minden, dann ordentlicher Lehrer in Potsdam und Danzig. 1875 wurde er Direktor des Gymnasiums zu Tilsit. Am 1. Juli 1884 übernahm er die Leitung des Magdalenen-Gymnasiums. Vor zwei Jahren wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt.

Der zum Geheimen Finanzrat und vortragenden Rat im Finanzministerium ernannte Regierungsrat **Henatsch** ist am 25. November 1882 als Referendar im Oberlandesgerichtsbezirk Breslau in den Justizdienst getreten. Nachdem er am 3. Oktober 1887 Gerichtsassessor geworden war, wurde er beim Amtsgericht in Haynau beschäftigt und im November 1892 zum Amtsrichter in Gleiwitz ernannt. 1894 wurde er Vorsitzender der Einkommensteuerverwaltungskommission in Brieg, und im Juli 1895 erhielt er unter Ernennung zum Regierungsrat diese Stellung endgültig, die er 1898 mit der gleichartigen für die Städte Elberfeld und Barmen vertauschte.

Kleine Chronik

September

6. In Mathesdorf bei Zabrze treten die Masern epidemisch auf.

6. In Liegnitz findet die Jubiläumsfestsitzung des Provinzialverbandes schlesischer Gartenbauvereine statt.

8. Ein gewaltiger Brand legt den größten Teil der bedeutenden Papierfabrik „Weltende" bei Hirschberg in Asche. Der Schaden wird auf eine halbe Million Mark geschätzt. (Siehe auch Seite 63).

15. In Leobschütz erfolgen vier eigenartige Explosionen. Gegen 1 Uhr mittags werden die Deckel einiger Einsteigschächte der im Bau befindlichen Kanalisation haushoch emporgeschleudert. Flammen schlagen zugleich aus den Schächten. Als Ursache wird ermittelt, daß Gas aus einem schadhaft gewordenen Rohre in die Kanalisationsröhre gedrungen ist.

18. In Pschow bei Sohrau O.-S. wird die neue Kalvarienkirche eingeweiht. Die Zahl der Teilnehmer beträgt an 30 000 Personen.

20. Auf dem Markte zu Oberglogau fällt nachts ein starker Flug Wachteln ein. Die Tierchen sind so ermattet, vielleicht auch durch den Laternenschein so geblendet, daß sie sich leicht greifen lassen.

25. Im Lagerraum der Dampfmühle in Pleschen erfolgt eine heftige Mehlstaubexplosion. Drei Stockwerke werden beschädigt, und das Dach wird abgehoben. Der Schaden beträgt 10 000 Mark.

30. Die Schlackenmühle auf der zum Betriebe der Donnersmarckhütte gehörigen Konkordiagrube bei Zabrze wird ein Raub der Flammen.

Die Toten

September

1. Herr Oberleutnant Karlheinrich v. Wedel, Liegnitz.
Herr Oberstleutnant a. D. Gustav Freiherr v. Schleinitz, Neisse.

2. Frau Reichsgräfin Bertha Pückler, 85 J., Rogau.
Herr Oberlehrer a. D., Prof. Dr. Friedrich Haußding, 65 J., Breslau.

5. Herr Rentier, Ratsherr und Stadtältester Ottomar Hitschfeld, 68 J., Neurode.

8. Freiherr Bernhard v. Czettritz u. Neuhaus, 84 J., Schloß Kolbing.
Herr Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Ernst Hermann, 69 J., Breslau.

10. Herr Oberlehrer Prof. Dr. Gustav Krakauer, Breslau.

13. Herr Privatdozent Dr. phil. Karl Löffler, 31 J., Glatz-Breslau.

16. Frau verw. Oberst Caroline Crüger, Görlitz.
Herr Regierungsrat Alfred Trogisch, 44 J., Breslau.

17. Herr Rentier und Ratsherr Heinrich Schüler, 67 J., Trebnitz.
Herr Direktor Ludwig Boltz, Kattowitz.

26. Frau Eva von Löbbecke, Brieg.
Herr Karl v. Poser und Groß-Naedlitz, Trebnitz i. Schl.

31. Herr Prof. Dr. Hermann Fechner, 76 J., Breslau.

Oktober

2. Herr Sanitätsrat Dr. Maeltzer, 52 J., Trachenberg.
Herr Bürgermeister a. D. Dr. Karl Wehse, 68 J., Landeck.

3. Herr Fabrikbesitzer Hermann Dittrich, 54 J., Nicolai.
Herr Amtsrichter Rudolf Siebe, 39 J., Gleiwitz.

4. Herr Amtsgerichtsrat Walter Wagner, 44 J., Schmiedeberg.

7. Herr Prof. Dr. Lehmann, 74 J., Leobschütz.

9. Herr Rumänischer Vizekonsul Julius Henel, 61 J., Breslau.



Die Illersdorfer

Von E. H. von Zagory (12. Fortsetzung)

Erst wurde ihr manches schwer. Als sie aber sah, wie die Augen der Kranken glänzten, wenn sie ihnen eine Handreichung tat, fand sie jede Arbeit, die zum Wohlbefinden des Kranken notwendig war, „schön". Die fünf Wochen gingen furchtbar schnell herum, und als Herta eines Tages frisch und fröhlich wieder vor uns stand, waren wir ganz verblüfft, daß die Zeit wirklich schon um war.

Nun übernahm Herta wieder ihr Reich mit frischen Kräften, und wir reisten weiter. Aber schon in Cannes erklärte mir Elisabeth: „Weißt Du, es ist ja hier wunderschön, aber ich habe das Herumreisen herzlich satt. Ich sehne mich nach der Heimat und nach Arbeit."

„Hurra!" hätte ich am liebsten ausgerufen. „Wir sind über den Berg hinüber; denn wenn ein Mensch sich nach Arbeit sehnt, ist dies immer ein Zeichen, daß er sich kräftig fühlt."

„Na, dann laß uns doch heimreisen. Ich habe auch Sehnsucht nach Hause", platzte ich heraus. „Denn so schön es hier auch ist, bei uns in Deutschland ist's tausendmal schöner."

Elisabeth lächelte. „Ja, die Heimat — sie ist auch schöner", meinte sie sinnend.

„Weißt Du, was ich möchte? Ich möchte Johanniterin werden. Ich möchte für die Menschheit schaffen; da ich keinen Menschen habe, der mich noch nötig hat, möchte ich sehen, ob es für mich nichts Nötiges für die Menschheit zu tun gibt. Glaubst Du, daß ich Arbeit finde?"

„Wie kannst Du nur so fragen, Elisabeth! Wer arbeiten will, der findet überall Arbeit. Gehe nur mit offenen Augen und offenem Herzen einmal durch die Heimat, da wirst Du viel Arbeit finden", lautete meine Antwort.

„Wann wollen wir reisen?" setzte ich hinzu.

„Am liebsten morgen schon", meinte Elisabeth.

Und wir reisten über Lyon nach dem Genfersee und dann über Bern nach Deutschland. In Heidelberg trennten wir uns. Elisabeth fuhr nach der Heimat. Dort wollte sie sich zur Johanniterin anmelden, und wenn man sie wegen ihres Alters nicht mehr annähme, auf eigene Faust einen Kursus in einer Universitätsklinik durchmachen. Ich aber nahm als Notnagel wieder meine alte Vertretungsstelle als Oberschwester in einer chirurgischen Klinik ein.

Elisabeth schrieb oft. Zur Johanniterin hatte man sie nicht mehr genommen. Darum ging sie erst ein paar Monate in eine Universitätsklinik. Dann machte sie einen Kursus in der Wohlfahrtspflege mit, und als die Herbststürme wieder durch das Land fuhren, und ich wieder mit schwerem Herzen meine heißgeliebte deutsche Heimat wegen meines dummen Leidens verlassen mußte, zog Elisabeth in Illersdorf ein. —

„Du glaubst nicht, wie viel ich hier zu tun habe", schrieb sie mir. „Ich habe wirklich keine Zeit, an mich zu denken. Da sind die vielen Kinder unserer Leute, bei denen man versuchen muß, sie ein wenig für das Leben und für die Zukunft zu erziehen; da sind die Alten, die in Treue für uns gearbeitet haben, für deren Feierabend man Sorge tragen muß; die Vereinsamten, denen der Tod alles geraubt hat, denen man ihre Einsamkeit zu verschönern verpflichtet ist; die Familien, die mit Sorgen kämpfen, denen man vorwärts helfen kann; kurz und gut, Emmy, Du hast recht! Es gibt so viel Arbeit für jeden Menschen, der arbeiten will, und so viele soziale Not, die um Abhilfe schreit, daß man eigentlich zu wenig Hände und Tagesstunden dafür hat. Wenn die Menschen alle wüßten, was für eine Befriedigung uns solche Arbeit gibt, sie würden alle daran mit arbeiten, und manches Dunkel in der Welt würde dadurch erhellt.

Unsere Leute sind glückselig, daß ich wieder hier bin, und die alten treuen Mätzdorfs wissen garnicht, was sie mir alles an den Augen absehen sollen. Du glaubst garnicht, wie dankbar ich diese treue Liebe unserer Leute empfinde! Nicht, daß ich meinen Schmerz über den Verlust meiner Lieben schon überwunden hätte! Nein, jede Berührung der Narbe schmerzt mich, aber vernarbt ist die Wunde doch schon. Ich sehe, was das Leben nun von mir fordert. Ich sehe, daß ich so vielen Menschen etwas sein kann — ja, sein muß; denn, wenn einem dafür Augen und Herz geöffnet sind, muß man einfach helfen, und das hilft mir über alles hinweg. Was für ein Segen liegt doch in solcher Arbeit! Um eins sorge ich mich nur immer wieder: um Hardi und seine Kinder. Wie schön wäre es, wenn wir jetzt wieder zusammen sein könnten!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich diesen Brief erhielt, war ich gerade wieder in Pegli bei Genua als Begleiterin einer nervenkranken Dame.

„Dem Himmel sei Dank," sagte ich zu mir. „Um Elisabeth ist mir nicht bange. Sie hat den richtigen Weg gefunden, und auf diesem Wege

wird sie gefunden. Aber Hardi! Was wurde aus Hardi?"

Meines Großvaters Worte fielen mir ein. Ob er auch mit Hardi Recht behielt? „Ich wollte, er käme mir einmal unter die Augen. Ich würde ihm auf gut „schläsisch" die Meinung sagen", dachte ich grimmig, „und ihn an seine Pflichten erinnern. Er ist wirklich ein Waschlappen, der sich von seiner Frau beschwatzen läßt und Kinder, Heimat und Schwester vergißt."

Meine Pflegebefohlene hatte es sich in den Kopf gesetzt, nach Monaco und Monte Carlo zu fahren, und da sie etwas gelähmt war, mußte ich sie natürlich hinbegleiten. So kam ich auch in die Spielsäle.

Monaco und Monte Carlo sind paradiesisch schöne Fleckchen Erde, und wenn man die beiden Orte durchstreift, muß man entzückt sein von dem, was Natur und Kunst hier vereint geschaffen haben.

Aber die Spielsäle! Ich weiß nicht, wie die Hölle aussieht, aber ich glaube, die Bewohner der Hölle müssen so aussehen wie die meisten Menschen, die da um die Tische versammelt sind. Es fröstelte und ekelte mich zugleich, als wir durch die kostbaren, hellerleuchteten Säle schlenderten und das Leben und Treiben der Menge beobachteten, die oft extravaganten Toiletten, Haarfrisuren und die entstellten Gesichter. „Wie doch die Leidenschaft das hübscheste Gesicht verunstalten kann!" dachte ich entsetzt und ließ meine Blicke über die Menschen hinschweifen. Plötzlich stutzte ich und starrte auf ein Paar hin, welches eben Arm in Arm an den Spieltisch trat. Das war — ja, das waren ja Jadwiga und Graf Wöhlitz. Mir stand ordentlich das Herz still, also so stand's? Armer Hardi!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am liebsten wäre ich auf Jadwiga zugestürzt und hätte ihr gesagt, wie ich über sie denke, aber meine Kranke klammerte sich plötzlich ordentlich bleischwer an mich.

„Mir wird übel hier, lassen Sie uns hinaus gehen, Schwester", stammelte sie, und dabei sah sie zum Umsinken aus.

Besorgt legte ich meinen Arm um sie und führte sie in die Vorhalle. Hier war die Luft besser. Wir setzten uns einen Augenblick hin, und dann verließen wir das Kurhaus. Draußen in den herrlichen Anlagen atmeten wir beide auf, und, als wir auf der Bank saßen, von der man den wundervollen Blick über das Meer hat, da war es uns beiden, als wären wir einer großen Gefahr entronnen.

„Schrecklich! Diese von Leidenschaft verzerrten Gesichter!" sagte Frau von Hotztorff, indem sie sich schüttelte.

„Ja, schrecklich", erwiderte ich, und dabei dachte ich an Jadwiga und Graf Wöhlitz. Eben überlegte ich, ob ich Frau von Hotztorff bitten sollte, mir zu erlauben, Jadwiga aufzusuchen, da knirschte der Kies hinter uns, und als ich mich umwandte, da standen die beiden Menschen vor mir, hart an der Brüstung der Ballustrade; Jadwiga hatte sich an den Grafen geschmiegt und sagte mit Leidenschaft: „Lieber mit Dir untergehen, als mit ihm weiter leben!"

„Hardi," laut hatte ich den Namen gerufen. Entsetzt fuhren die beiden auseinander, und Jadwiga starrte mich an wie einen Geist. Ich sprang auf. „Jadwiga, wo ist Hardi?" rief ich auf polnisch.

„Ich weiß nicht", gab sie mir polnisch zur Antwort.

„Sie wissen nicht?" fragte ich erschrocken.

„Nein, wir leben schon lange getrennt", entgegnete sie mir achselzuckend.

„Und Ihre Kinder?" rief ich erregt.

„Gehören ihm," erwiderte sie trocken. „Er soll mit ihnen machen, was er will."

„Wo sind die Aermsten?"

„In Strelitzkow. Wollen Sie sie dort wegholen?"

„Ja", entgegnete ich ruhig, „ich werde dafür sorgen! Bitte, sagen Sie mir, wo ist Hardi?"

„Aber ich weiß es nicht", sie stampfte mit dem dem Fuße, „und ich will es nicht wissen. Suchen Sie ihn doch, kleine Heilige, Sie werden ihn schon finden." Dabei machte sie mir eine tiefe Verbeugung, nahm den Arm ihres Begleiters und rauschte davon.

„Ich bitte Sie, was bedeutet dies?" fragte Frau von Hotztorff mich heftig.

„Ein Lebensroman", sagte ich bitter.

„Ihrer?"

„Nein!"

„Erzählen Sie mir davon. Oder dürfen Sie nicht darüber sprechen?"

„Doch," war meine Antwort, „aber ich weiß wenig."

Und dann erzählte ich ihr, was ich wußte.

„Der arme Mann", sagte sie zum Schluß, „wo mag er sein?"

Und seufzend sprach ich diese Worte nach.

Am Abend aber setzte ich mich hin und schrieb das alles an Elisabeth, und ich schrieb ihr auch: „Du mußt die Kinder holen und ihnen eine Heimat geben. Sie zu tüchtigen Menschen zu erziehen, das ist jetzt deine vornehmste Pflicht. Ich aber will nach Hardi suchen."

Elisabeth schrieb mir umgehend: „Du hast Recht. Mätzdorf holt morgen die Kinder, und ich will versuchen, sie mir und der Heimat zu gewinnen. Ja, suche Du nach Hardi. Du kommst so viel in der Welt umher. Vielleicht

findest Du ihn, und wenn Du ihn findest, dann schicke ihn heim."

Von Ort zu Ort sind wir damals gereist, Frau von Hotztorff hielt es nirgends lange aus. Sie hatte eine innere Unruhe in sich und blickte nur mit Seufzen um sich. Die Großartigkeit der Natur bedrückte sie, eine sonnig-liebliche Landschaft verstimmte sie. Es war nicht leicht, mit ihr auszukommen, und ich bin manchmal halb verzweifelt gewesen. Ja, ich habe die Tage und Stunden gezählt, bis es Frühling in Deutschland werden mußte, und bis diese Reise zu Ende ging. —

Wir fuhren nach Montreux. Dort in einem meistens von Deutschen besuchten Hotel, dicht am See gelegen, machten wir endlich einmal längere Rast. Wir waren beide „reisemüde" und erholten uns dort von den Anstrengungen der großen Fahrt. Jetzt war es April, und im Oktober hatten wir unsere Reise angetreten.

Mir ging es sonderbar mit dem Süden. So lange ich wußte: daheim ist's Winter, ließ ich mir den Süden ganz gern gefallen. Wenn es im Süden aber anfing, heiß und staubig zu werden; wenn die Vögel in Scharen dem Norden zueilten: da hielt mich nichts mehr im Süden. Da hatte ich ein förmliches Fieber nach Deutschland. Ich mußte heim. Erst wenn ich die deutsche Grenze hinter mir hatte, wurde ich wieder ruhig.

Auch diesmal war ich glückselig, als meine Reisetage sich ihrem Ende zuneigten und wir Deutschland immer näher kamen.

Ueberall, wo wir ein paar Tage gerastet hatten, hatte ich nach Hardi Illersdorf geforscht, aber immer vergeblich. Manchmal bildete ich mir ein, eine Spur gefunden zu haben. Wenn ich sie aber verfolgte, verlor sie sich. Das machte mich recht traurig und fast mutlos.

Eines Tages ging ich durch den Wald, der von Territet nach Villeneuve führt. Dies war mein Lieblingsweg, und ich machte ihn sehr oft am Morgen, wenn Frau von Hotztorff noch schlief. Ich ging dann zu Fuß durch den Wald nach Villeneuve und fuhr von dort mit einem Dampfer nach Montreux zurück.

Ich ging, so recht vergnügt vor mich hinsingend, dahin. Ich dachte an mein Deutschland und freute mich, weil wir in einigen Tagen heimreisen sollten.

Mitten im Walde kam mir ein Herr entgegen. Es mußte ein Kranker sein; denn er ging sehr langsam, und den Kopf hatte er tief gesenkt, als suche er auf der Erde ein verlorenes Glück.

„Armer Kranker", dachte ich mitleidig und faßte ihn schärfer ins Auge. Da aber fiel mir mein Schirm aus der Hand. Das, ja das mußte Hardi Illersdorf sein. Das waren seine Züge, alt und kummervoll geworden, sehr verändert, aber es waren doch seine Züge. Atemlos blieb ich stehen und ließ ihn an mich herankommen. „Hardi Illersdorf!" rief ich ihm entgegen. Er stutzte, blieb stehen und sah mich fragend an. Mein Himmel, was hatte er für todestraurige Augen!

„Hardi Illersdorf, kennst Du mich nicht mehr wieder? Ich bin doch die Johnsdorffer Emmy." Unwillkürlich gebrauchte ich das Du aus der Kinderzeit.

„Die kleine Emmy aus Johnsdorf! Wir haben uns lange nicht gesehen", sagte er mit leiser Stimme.

„Ja, und ich freue mich riesig, Dich zu sehen", war meine herzliche Antwort, und dabei schob ich meinen Arm in den seinen. „Komm doch mit mir nach Villeneuve!" Er sah mich etwas verwundert an, und es schien ihm garnicht recht zu sein, daß ich mich einfach an seinen Arm hängte. Ich merkte das recht wohl, aber was lag mir daran. Ich hatte ihn und hielt ihn fest, so lange, bis ich ihn so weit hatte, wie ich ihn haben wollte.

„Da komme ich eben her", meinte er kurz, aber nicht unfreundlich.

„So, nun dann gehe ich mit Dir zurück. Wo wohnst Du denn?" Ich war fest entschlossen, ihn nicht loszulassen.

„Ich wollte nach Deutschland reisen. Ich habe plötzlich Sehnsucht nach der Heimat."

„Da geht es Dir wie mir. Weißt Du, das schönste auf der Welt ist doch unsere deutsche Heimat, und jetzt, wenn der Frühling auch zu uns kommt, hab ich allemal einen Widerwillen gegen Italien und die ganze Fremde, und ich möchte es allen Menschen entgegenschreien: „Suste nischt, ock heem!"

Ueber Hardis Gesicht huschte ein wehmütiges Lächeln. „Suste nischt, ock heem!" erwiderte er mir mit einem Seufzer. „Wenn man nun aber keine Heimat mehr hat?"

„Dann erringt man sich wieder eine", sagte ich rasch. „Du weißt, ich habe auch keine Heimat mehr, aber ich hänge doch an meinem Schlesien mit allen Fasern meiner Seele, und wenn ich mir eins von Gott wünsche, dann ist es das, „in der Heimat zu sterben, wenn ich nicht in der Heimat leben kann" Ich nenne übrigens ganz Deutschland meine Heimat. Und wenn ich über die deutsche Grenze komme, dann möchte ich immer „Hurra" schreien."

„Du bist doch noch die alte, wilde Emmy von früher", sagte er müde und dann mit einem Seufzer: „Ach ja, die Heimat!"

„Gehst Du nach Schlesien?"

„Ja, das heißt, ich weiß noch nicht. Ich möchte Illersdorf einmal sehen."

„Ach, wenn ich mit könnte!" sagte ich seufzend. „Ich wäre zu froh."

„Solche Sehnsucht hast Du?“

„Ja, solche Sehnsucht habe ich. Höre, Hardi, nimm mir einen Kranz auf Großvaters Grab mit. Willst Du es tun, bitte?“

„Ja, wenn es Dir Freude macht, aber ich reise schon mit dem nächsten Zuge.“

„Das macht nichts, in den Blumenläden sind immer welche vorrätig.“

Schweigend gingen wir dann weiter nach Territet. Hardi fragte nichts, und ich sagte nichts; wozu auch. Ich fühlte es, er hatte Sehnsucht nach der Heimat, und ich wußte es, die Heimat würde ihn festhalten.

Heimat! Frühling! Was für ein Zauber geht doch von diesen Worten aus! Ich habe mich oft darüber gewundert. Ich glaube, kein Mensch kann sich ihm entziehen; denn die Heimat und den Frühling liebt doch im Grunde genommen jeder.

Und wie wohl tut das Wort „Heimat“ dem Menschenherzen! Wie manche stolze, verbitterte oder verkümmerte Menschenseele, die stumm und still geworden ist in der Fremde unter dem Leid und Kampf des Lebens, atmet auf, wenn dieses Wort ertönt. Wie warmer Lenz strömt es da ins Herz hinein, und Sehnsucht ergreift den Menschen; es treibt ihn heim, heim aus der sonnigen Fremde in die stille Heimat.

So geht es vielen Menschen, so ging es auch Hardi; und ich hoffte viel von der Heimat. Ich hoffte, es würde ihm gehen, wie einem berühmten Künstler, den ich einst im Süden pflegte.

Ohne es zu wissen, zauberte ich ihm seine Heimat vor Augen, und das Heimweh erfaßte ihn so stark, daß er ohne Abschied fortging.

Nach Monaten schrieb er mir einen Dankesbrief aus seiner Heimat.

Was aber war seine Heimat? Ein schlichtes Fleckchen Erde, entfernt von der großen Heerstraße, Waldberge ringsum. Nur hier und dort vereinzelte Gehöfte, wie hingestreut, drunten im Tale ein rauschender, silberheller Bach und droben ein kleines Bergstädtchen. Das war seine Heimat! Die stille, grüne Waldheimat, die er vor Jahren als frischer Bursche verlassen hatte, weil sie ihm zu eng, zu klein, zu weltabgeschieden war, weil es ihn mit aller Macht hinauszog in die große, weite Welt. Nichts konnte ihn mehr daheim halten, weder das gemütliche Elternhaus, noch die geliebten Mutterhände, die zitternd vor Weh die seinen umschlossen, noch ein paar liebe, treue Mädchenaugen, die ihn stumm anflehten: „Bleib hier, geh nicht fort!“ Es half nichts. Er mußte hinaus. Wie der reißende Bergstrom trotz Schäumens, Tosens und Drängens in seinem Laufe dem Bette folgt, welches die Natur ihm angewiesen, so folgte er dem Drange nach der Ferne. — Mit keckem Mut, mit Jubel zog er in die Welt hinaus. Wie von einer Last befreit, atmete er auf, als er die Heimat hinter sich hatte und die schöne Fremde vor ihm ausgebreitet lag. Wie schön, wie groß, wie mächtig erschien ihm die Welt, und wie freute er sich, daß er sie ohne jede Fessel sehen konnte.

Er sah die Welt im Norden und Süden und genoß sie in vollen Zügen, bis sie ihm fast über wurde. Er erlangte Ruhm und Reichtum und meinte, sein Glück stehe fest wie ein Felsen.

Doch ach, das Glück ist ein wankelmütiger Gesell. Wenn die Menschen meinen, sie halten es für das Leben fest, da huscht es ihnen, ehe sie es merken, wieder davon, und ihr Herz und ihre Hand ist plötzlich leer. Dann kommt die Enttäuschung. Wer hat nicht solche Enttäuschung schon erlebt!

So geht es gar manchem Menschen, und so ging es dem berühmten Maler Kurt Elwerk auch. Wie hatte er draußen gekämpft und gearbeitet, Jahr um Jahr, bis er sein Ziel erreicht hatte, und als er es erreicht hatte, da kam erst recht das Kämpfen und Arbeiten. Wohl hatte er ein eigenes Heim, aber kein Daheim. Seine Frau ging ihren eigenen Weg, und Kinder hatte er nicht. So ging sein Leben hin.

Es kam ein Tag, wo er dahinterkam, daß die Frau, der sein ganzes Herz einst gehört und für die er namenlose Opfer gebracht hatte, seiner überdrüssig war und nur einen Wunsch hatte, frei zu sein von der Fessel, die sie an ihn band. Und er gab sie frei. Er wußte ja, ihr Herz gehörte nicht mehr ihm, sondern dem, den er einst seinen besten Freund genannt hatte.

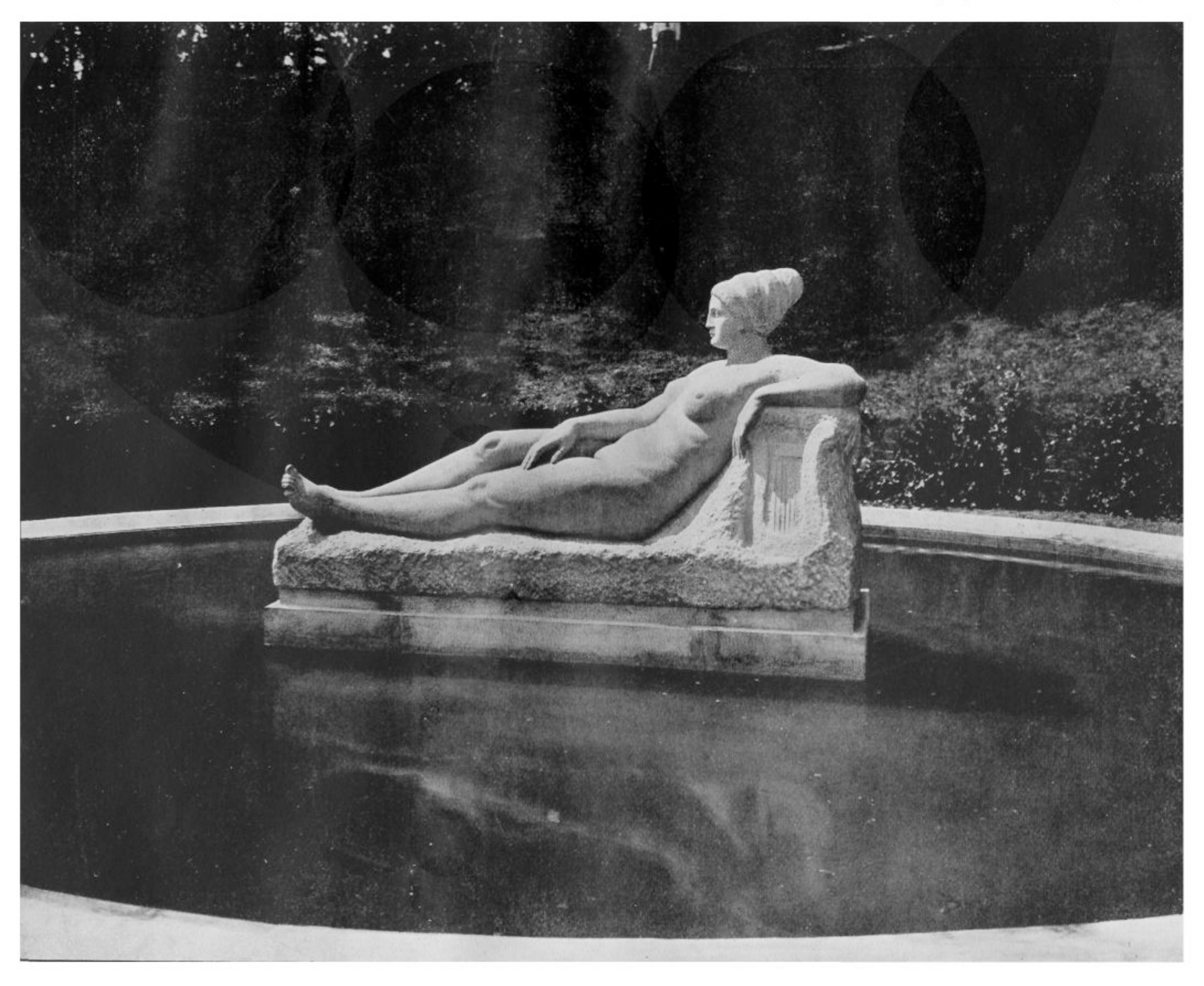
Aber weh tat es; seine Seele war verdunkelt und mutlos. Das Leben ekelte ihn an, und der Tod schien ihm Erlösung. Damals lernte ich ihn kennen und sprach ihm von der Heimat. Das packte ihn. Mitten in all das Elend seines täglichen Lebens hinein kam plötzlich die tiefe Sehnsucht nach der längst im Weltstrudel fast vergessenen kleinen, grünen Heimat, die so fern lag von der Welt, in der er jetzt lebte.

Die Mutter freilich war lange tot. Er hatte sie nie wiedergesehen, obgleich sie, wenn er ihr Geld schickte, immer schrieb: „Ich dank dir, daß du mir eine Freude hast machen wollen. Meine größte Freude aber wäre es, wenn du selbst einmal heimkämst.“

Er hatte ja auch manchmal heim gewollt, aber seiner Frau graute vor dem kleinen „Nest“, und dann, wenn man in Paris lebt, hat man so wenig Zeit.

Jetzt bekam er Sehnsucht nach der Mutter, aber nun war es zu spät.

(Fortsetzung folgt)



Brunnen von Richard Engelmann
an der neuen Musikfesthalle in Görlitz



Typographische Kunst

Von Paul Westheim in Berlin

Das 19. Jahrhundert zeigt einen langsamen, tropfenweisen Zerfall aller Geschmackskonvention. Die sichere Haltung, die ein allgemeines Stilbewußtsein verleiht, entschwindet mit dem Biedermeier. Die Typographie offenbart diese Zersetzung schon wesentlich früher. Mag auch die sentimentalische Niedlichkeit der Almanache und Vergißmeinnichtbüchlein darüber hinwegzutäuschen suchen: die Erstausgaben unserer Klassiker und klassischen Philosophen sind bereits keine würdigen Druckleistungen mehr. Damals setzte die Entwicklung zum Großbetrieb ein. Die Typenherstellung löst sich als besonderer Zweig von der Werkstatt ab. War auch die erste selbständige Schriftgießerei schon im Jahre 1656 in Leipzig begründet worden, so vollzieht sich die völlige Scheidung doch erst im Anfang des vergangenen Jahrhunderts. (Die nächsten 20 Jahre bringen für eine ganze Anzahl deutscher Gießereien Zentenarfeiern). Die Folge ist, daß in den Druckereien das Verständnis für das vornehmste Arbeitsmaterial, die Type, abnimmt. Dazu kommt die weitere Umwälzung, die seit den dreißiger Jahren das Vordringen der Dampfmaschine verursacht. Sie führte in ihren Bedienungsmannschaften dem Gewerbe eine Reihe von Arbeitskräften zu, die mehr Verständnis für die neuen technischen Prozesse als Achtung vor der geschmacklichen Würde einer typographischen Leistung besaßen. Das Staunen über die neuen Möglichkeiten der Produktion hatte lange angedauert und noch heute, wo die einzelnen Verfahren doch schon bis zu einer stolzen Vervollkommnung ausgebaut worden sind, wird die Maschine mehr vergöttert als der Geist, der sie geschaffen, wird die Tourenzahl der sausenden Räder mehr bewundert als das Endprodukt, das nicht selten gemein und gewöhnlich ist.

Das aber liegt keineswegs als Notwendigkeit im Wesen der Maschine. Es war eine der Aufgaben des 19. Jahrhunderts, diesen Irrtum zu widerlegen. Die Zwittergebilde der unbeschränkten Stilkopistereien erbrachten den Beweis, daß die Maschine alles leisten kann, auch das Gute. Und damit ergab sich von selbst die Forderung nach einer ästhetischen Reinigung dieser Produktion.

Es ist schon seit zehn Jahren nicht mehr originell, die einzelnen Stufen jenes Verfalls vorzuweisen, und die Persönlichkeiten wie die Kräfte, die dem neuen Wollen die Bahn frei machten, sind genugsam bekannt. Eine Auffrischung dieses Gewerbes war notwendig geworden; neues Blut mußte ihm zuströmen. Einen solchen Anstoß hatten vor allem die Künstler zu geben. Es waren feine Köpfe und sichere Instinkte darunter — wie etwa Eckmann, Olbrich, van de Velde — und es gab unter ihnen auch Musterzeichnernaturen, Handlangergehirne, Zeichenblatthelden und ähnliches

Gelichter aus dem gewaltigen Troß der Nachzügler, die von Gewerbe zu Gewerbe schwänzelten und tänzelten. Doch es tönte ja ein Schrei nach Persönlichkeit durch die Lande; neue Menschen, neue Werte, neue Formen wurden gesucht. Und jede Begabung, die sich meldete, wurde vom Chor der Erwartungsvollen mit stürmischem Zuruf begrüßt.

War das alles Torheit? Zum Teil, gewiß. Heute können wir ruhig sagen, daß sehr vieles unreif und ungebärdig gewesen. Es ist auch ganz leicht, jetzt die Hände zusammenzuschlagen, jetzt nachzuweisen, welche Irrtümer begangen, welche Entgleisungen als vollwertig ausgegeben worden sind. Damals gab es eben weder Halt, noch Anknüpfungsmöglichkeiten. Das Gewerbe war in eine Mutationsperiode hineingeraten, und vergleichbar dem Jüngling, dem der erste Flaum auf dem Kinn sprießt, konnte es nicht die selbstverständliche Sicherheit des reifen Mannes besitzen. Allerlei mußte versucht, allerlei gewagt werden. Nur eins durfte nicht fehlen: die Begeisterung. Sie hat vorgehalten bis zur Stunde der Abklärung, bis all die Jugendstilschlacken von selbst abgesunken waren.

Selbst die beiden konservativsten Erscheinungen, das Glas und die Schrift, mußten hindurch durch diesen Strudel. Die Schrift, weil die üblichen Schnitte der Gießereien eine böse Entartung aufwiesen. Der Sinn für die kernhafte Schönheit des reinen Buchstabenzeichens, für den Charakter eines einheitlichen Duktus war entschwunden. In altfränkischer Manier war der Buchstabe durch Schnörkeleien, durch Schlagschatten, Stricheleien und Zirkeleien „schöner" gemacht worden. Wozu noch diese Kläglichkeit breit ausmalen? Sie ist bei dem hitzigen Streit um die „Reform" von keiner Seite bestritten worden. Schuld waren die Hauszeichner, schuld ist die Inzucht, die ihren Blick bannte in den Niederungen der Reißbrettaten. Variationen und Variatiönchen hatten sie jahrelang ausgetüftelt, den Tag glücklich preisend, da sie ein seither nie gewagtes Jongleurkunststückchen zusammengebracht hatten. Man wird mich der Einseitigkeit zeihen, nicht überall und von jedem wurde so „geschaffen." Gewiß, auf solche Weise entstand nur die Unzahl von Zierschriften; die Werkschrift, so grau und flau sie auch auf den Seiten stand, duldete nicht die Tändelei. War für sie irgendwo im Aus- oder Inland eine gute Form gefunden, so wurde sie mit verblüffender Fingerfixigkeit umgewandelt und nachgeahmt. Daß Dinge, die so entstanden waren, keinen Charakter aufweisen konnten, ist klar. Wenn man sich anschickte, hier eine Besserung vorzunehmen, so galt es zunächst, Persönlichkeiten mit Verantwortlichkeitsbewußtsein und innerlichem Sauberkeitsgefühl heranzuziehen.

Das ist einer der Kernpunkte gewesen. Es kommt nicht darauf an, ob man dem Schriftzeichner den stolzen Titel „Künstler" anhängen durfte oder nicht. Solche Streitfragen des unteren Spezialistentums sind müßig. Bedeutsam war, daß der Schriftgießerei Männer zugeführt wurden, die sich niemals dazu hergegeben hätten, minderwertige Arbeit zu leisten, Männer, die Ruf und Namen einzusetzen hatten, und die ihre Leistungen vor der breitesten Oeffentlichkeit mit Freude zu vertreten bereit waren. Charakter und Persönlichkeit konnten allein den Weg aus dem unleidlichen Gestrüpp weisen. Und daran fehlte es den jungen Schriftkünstlern, den Eckmann, Behrens, Hupp usw. wahrlich nicht.

Dieses grüne Jung-Deutschland mußte sich einen neuen Formenschatz ersinnen. Das klassische Beispiel ist die Eckmann-Type. Sie war eine revolutionäre Tat. Nichts Bewährtes war ihrem Gestalter heilig. Alle Anlehnung und alle Rücksichtnahme schienen ihm verächtlich. Nur eine Absicht gab es für ihn: seinen „künstlerischen Gedanken zum Ausdruck zu bringen." Die „Eckmann" — den Leitern der damaligen Rudhardschen Gießerei, die sie herausgebracht haben, sei Dank für ihren künstlerischen Wagemut — war der erste und beste Sturmbock wider die kunst- und geistverlassenen Buchstabenmacher. Sie machte gemeinsam mit der kurz darauf erschienenen Behrens-Schrift die Bahn frei für die vielen Geister, die ihr Kapital an künstlerischen Gedanken in Schriftformen niederzulegen suchten.

Unsere Wertschätzung dieser — immerhin schon historischen Erscheinung mag uns nicht von der Erwägung zurückhalten, ob zu irgendwelcher Zeit die Herstellung der Lesezeichen nach solchen Grundsätzen denkbar gewesen. Hat es jemals ein Geschlecht von Schriftbildnern gegeben, die mit vollem Bewußtsein danach trachteten, in der Type einen Ausdruck ihrer geheimsten seelischen Regungen zu geben? Nein. Dieses Beginnen ist beispiellos. Und es wäre undenkbar gewesen, wenn die Not der Zeit nicht die unbedingte Auffrischung gefordert hätte.

Schon die starke Folge der „Künstlerschriften", die nach der „Eckmann" und der „Behrens" hergestellt worden sind, mag dafür zeugen. Künstler mit hoher Einsicht und strengem Pflichtbewußtsein haben mit ihren Erzeugnissen das typographische Gewerbe bereichert; aber daneben haben auch kecke Talente in nicht geringer Zahl Alphabete ersonnen — beinahe möchte man wieder sagen: ausgetüftelt, die aller sachlichen Haltung bar sind. Dem Fürwitz

und nur dem **Fürwitz** sind sie entsprungen. **Entweder** sind sie **schwächliche** Nachahmungen **oder** lächerliche Uebertreibungen. Im besten **Falle wird** man ihnen nachsagen **können**, sie seien „originell."

Diese Hascherei nach dem **Originellen** ist **zweifelsohne** in der gesamten Situation des **Gießereigewerbes** begründet. Viele dieser **Schriften** sind einzig und allein — der Setzmaschine zu verdanken. Sie dringt immer **weiter** erfolgreich vor, sie erobert Druckerei um Druckerei, und gerade, wo es sich um den alltäglichen Massensatz handelt, beginnt der Gießer scheinbar überflüssig zu werden. Der starke Absatz an Werkschriften droht ins Stocken zu geraten. Wenn das bislang noch nicht im weitesten Umfang geschehen ist, so liegt es vor allem daran, daß in der alten Betriebsform noch allzuviel Kapital steckt, welches man nicht einfach aufzugeben geneigt ist, und daß weiter die Erzeugnisse der Typen- und Zeilengießmaschinen vorerst nur technisch, nicht aber geschmacklich befriedigen.

Hier ist der schwache Punkt, an dem die Schriftgießereien den Kampf mit dem bedrohlichen Wettbewerb aufzunehmen begannen. Sie überlassen jenen Maschinen den untersten Grad der **Druckbereitung** und vereinigen alle Kraft darauf, künstlerische Sonderschriften zu schneiden, die für bessere Druckwerke und den vornehmen Akzidenzsatz unerläßlich sind. **Unterstützt werden** sie noch durch die immer mehr überhandnehmende Neigung der Drucker und Drucksachenbesteller, nicht die bewährten, sondern die neuesten und allerneuesten Schriften zu verwenden. Die Situation ist heute schon so, daß die Gießereien mit jeder Saison von ihrem Abnehmerkreis geradezu um die letzte Spezialität angegangen werden. Die Modeerzeugnisse, die auf solche Weise entstanden sind, wurden vielleicht in den letzten Jahren etwas stark überschätzt. Man hat sie gelobt, bekämpft, verschrieen; die erhitzten Gemüter hatten sich noch nicht beruhigt, als das ganze Streitobjekt schon durch ein neueres Erzeugnis zu einer elenden Mode von gestern geworden. Noch weit mehr werden wir uns an solche Erscheinungen zu gewöhnen haben; eins wird durch sie immerhin gewährleistet: daß die künstlerischen Fortbildungsversuche leichter vor die Augen der Allgemeinheit gelangen.

Der künstlerische Gedanke, der in der Type zum Ausdruck gelangt, kann nur ein Niederschlag des Zeitempfindens sein. Es wäre die Frage, ob in den zehn Jahren der neuen Reformbestrebungen noch niemals eine solche Bildung erkennbar geworden, ob alles bis jetzt nur ein Befreien, Tasten, Versuchen und Irren gewesen ist? Niemand wird das zu behaupten wagen. Im Gegenteil, die mächtige Zahl der Zwittererscheinungen, die sich persönlich gebärden und doch nur originell sind, bekräftigen die Ueberzeugung, daß es jetzt lediglich der Abklärung bedarf.

Die Situation ist heute durchaus anders als die geschilderte Lage um die Jahrhundertwende. Schien damals innerhalb der Typographie eine Entfesselung des künstlerischen Geistes notwendig, so gilt es jetzt der Anarchie vorzubeugen. Eine alte Tradition ist mit wackerer Energie niedergezwungen worden. Da und dort sind ja noch genugsam versprengte Restchen vorhanden, aber diese Gegnerschaft der Allzualten ist jetzt nicht mehr sonderlich gefährlich, ist nur geschmackverletzende Rückständlichkeit, die schon die Macht der Tatsachen, des geläuterten Empfindens allmählich, aber bestimmt besiegen wird.

Die Vorgeschrittenen stehen vor der ernsten Sorge, daß dieser üppige Blütentraum sich befruchte zur letzten Reife. Aus dem Neuen das Bleibende herauszuschälen, muß unser Bestreben sein. Statt der vielen neuen Formen gilt es nun, d i e neue Schriftform zu verlangen. Eine Schriftform, die dem Menschen des 20. Jahrhunderts entspricht, die nicht für Luxusbücher und bibliophile Delikatessen gedacht ist, eine Schriftform, in der unsere Philosophie, unsere Dichtungen, unsere Zeitungen, unsere Reklametexte gedruckt und gelesen werden können. Sachlich gediegen und künstlerisch wertvoll muß diese Type sein, und doch zugleich durch und durch demokratisch, ohne weiteres verständlich für die großen Massen, für die ja letzten Endes der größte Prozentsatz aller Druckarbeiten bestimmt ist. Bislang war das Ziel, typographische Hochleistungen im Sinne der Kelmskott-Preß zu bereiten. Dieses Streben soll in keiner Weise eingeschränkt werden, wenn es uns auch zu niedrig erscheint. Wir müssen mehr wollen. Für die Luxusdrucke aller Art ist in mannigfacher Weise vorgesorgt. Wo aber bleibt die würdevolle Gediegenheit der weit verbreiteten populären Druckwerke? Die zutreffende Antwort kann erst gegeben werden, wenn nicht mehr die Schrift nur als ästhetische Erscheinung betrachtet, wenn sie wieder als ernste soziale Angelegenheit verstanden sein wird.





Leuchter-Figur für die katholische Kirche in Glatz
aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn

Die Holzschnitzschule in Warmbrunn

Alljährlich, wenn ich meinen Sommerurlaub im Riesengebirge verbringe, statte ich der Holzschnitzschule in Warmbrunn einen Besuch ab. Seit ihrer Gründung im Jahre 1902 verfolge ich so als alter Kunstgewerbler ihre Entwicklung mit großem Interesse. Mein jüngster Besuch veranlaßt mich nun zu einem Rückblick auf ihre achtjährige Wirksamkeit.

Das Musterzimmer der Schule war für mich stets der Gradmesser des jeweiligen Standes ihrer Entwicklung. Bis 1907 gab es dort eine Menge kleiner, geschmackvoller Sächelchen verschiedenster Art, Tintenzeuge, Federhalter, Briefkästchen, Feuerzeuge usw. Von da an aber wurde die Zahl der ausgestellten Gegenstände immer kleiner bis zuletzt das Musterzimmer ganz verschwand; heute ist gar nur noch eine kleine Restsammlung von „Mittebringseln“ in der Aula der Schule während der Saison für die Fremden zu sehen.



Altar für die Kapelle in Seitendorf
aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn



Engel auf dem Orgelprospekt
der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche in Liegnitz
aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn

Um irrtümlichen Annahmen vorzubeugen, sei gleich hier bemerkt, daß die gegenwärtige Ausstellung nicht mehr das richtige Bild von der Tätigkeit der Anstalt gibt. Wer ihr heutiges Wirken kennen lernen will, muß einen Blick in die Werkstätten werfen. Dies ist allerdings nicht Jedem mehr vergönnt, da der Besuch der Ateliers im Interesse des Unterrichtes nur noch Fachleuten gestattet werden kann. Unter Führung eines Lehrers wurde mir jedoch die Besichtigung der Unterrichtsräume, sowie der wirklich praktisch und schönen Schülerwohnsäle bereitwilligst gestattet. Ueberall wurde fleißig geschafft; aber nicht mehr jene kleinen Fremdenartikel wurden gearbeitet, sondern meistens waren es große Werkstücke, die in der Ausführung begriffen waren. Die Bildhauerwerkstätte waren mit Schülern reiferen Alters dicht besetzt. Sie arbeiteten an z. T. lebensgroßen Figuren, Büsten oder großen Ornamentflächen.

Die Schule hat ihren Charakter vollständig geändert; war sie früher eine Industrieschule, die die Kleinschnitzerei im Riesengebirge heben wollte, so ist sie heute eine kunstgewerbliche Fachschule, die der Holzbildhauerei und Tischlerei, nicht nur im Riesengebirge, dienen will. Genau wie die österreichischen und oberbayrischen Fachschulen gleicher Art wurde sie durch die Verhältnisse gezwungen, ihr Programm zu ändern und mehr Gewicht zu legen auf die Ausbildung kunsthandwerklicher Kräfte. Die im Riesengebirge überaus schwach vertretene Hausschnitzerei stellte nur ganz vereinzelt Schüler, und mit diesen wäre die Anstalt nicht lebensfähig gewesen, wenn nicht Möbelbildhauer und -Tischler in größerer Zahl eingetreten wären. Für diese aber waren die Lehrpläne der Industrieschüler nicht geeignet, sie wollten nicht als Riesengebirgsschnitzer, sondern als Kunsthandwerker ausgebildet werden. Eine Aenderung des Lehrprogramms wurde daher notwendig.

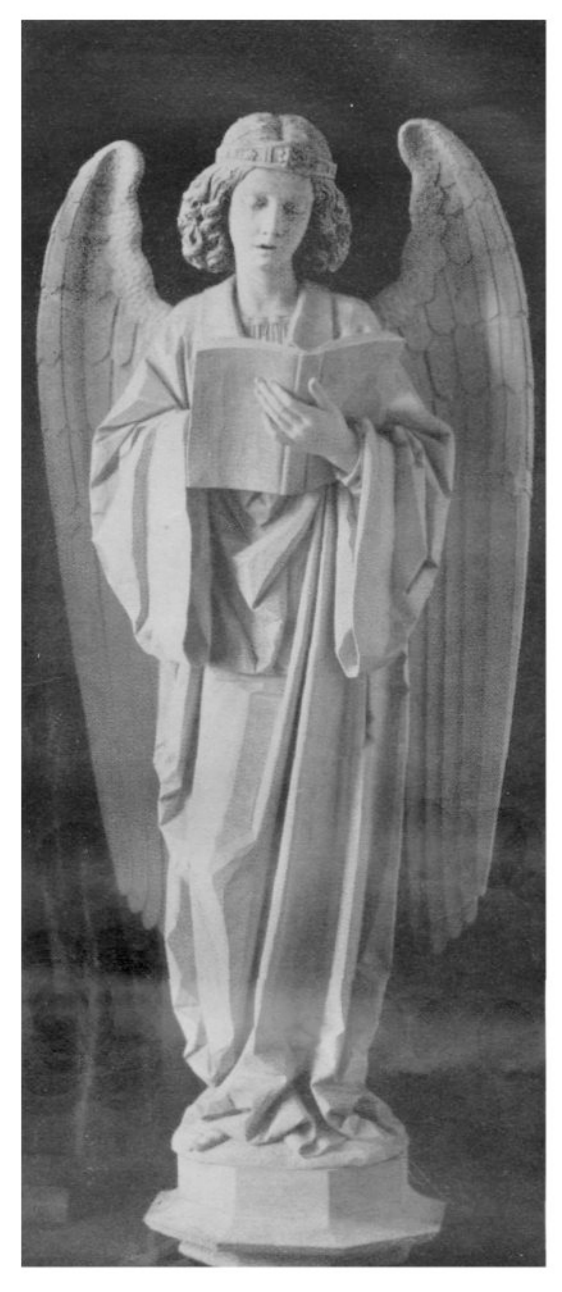
Im Jahre 1907/08 nahm die neue Schulleitung die Reorganisation vor, und von der Industrieschule blieb nur eine kleine Abteilung bestehen, die sich allerdings ganz erfreulich entwickelt. Daß mit der Neuordnung das Richtige getroffen wurde, mögen folgende Zahlen beweisen. Vor der Reorganisation betrug die durchschnittliche Gesamtschülerzahl im Jahr 70, nach dem fast das Doppelte, nämlich 134. Die Tagesfachschule, auf die es hauptsächlich ankommt, hatte vor der Reorganisation durchschnittlich 20 Schüler, nach dieser aber 43 im Jahr. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß früher meist ungelernte Schüler die Mehrzahl bildeten, während jetzt zum weitaus größten Teile ältere Leute die Schule besuchen.

Neben einer guten theoretischen Schulung legt der jetzige Leiter der Anstalt, Direktor Kieser, ganz besonderen Wert auf eine gute handwerkliche Technik. Die Arbeiten sollen Charakter haben. Diesen aber erhalten sie nach guter Wahl des Motivs vor Allem durch einen flotten Schnitt, der nicht durch das (in der Zeit der „Stiljagd“ in Gebrauch

genommene) Schleifen und Raspeln wieder verdorben werden soll. Flott und beherzt wie in jener guten Zeit der Holzbildhauerei, wo ein Riemenschneider, Pacher, Veit Stoß usw. die besten Holzplastiken schufen, soll der Bildhauer seine Figuren und Ornamente frei aus dem Holzblock herausarbeiten, nicht ängstlich punktieren, wie das leider in den letzten Jahrzehnten Mode geworden ist. Dieses freie Herausarbeiten aus dem Holz bringt allerdings in der ersten Zeit viele Fehlstücke oder „Tote", wie der Fachausdruck lautet. Doch schon in verhältnismäßig kurzer Zeit gewinnt der Schüler formale und technische Sicherheit und somit die Selbständigkeit, welche charaktervolle Werke hervorbringt.

Die Zeichnungen und Modelle entwerfen sich die fortgeschrittenen Schüler selbst und besonders in der figuralen Klasse (Fachlehrer Dell' Antonio) kommen die Schüler schon früh zu dieser selbständigen Betätigung, da hier nur solche Leute aufgenommen werden, die schon praktisch gelernt haben. Hier sah ich eine Anzahl guter Arbeiten, von denen wir die Abbildungen von den Engelfiguren auf dem Orgelprospekt der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Liegnitz, und die einer lebensgroßen Leuchterfigur für die katholische Kirche in Glatz bringen. Auch die seitlichen, knienden Engel des Altars für die Kapelle in Seitendorf stammen aus dieser Klasse, während die übrigen ornamentalen Bildhauereien des in den Werkstätten der Schule entworfenen und auch getischlerten Altares, aus der Ornamentklasse, die der Fachlehrer Josef Fink leitet, hervorgingen.

Gerade auf diese Klasse möchte ich heute besonders hinweisen, da sie eigentlich im Verhältnis zur Figurenklasse viel zu wenig gewürdigt wird. Es liegt dies jedenfalls daran, daß eine Figur dem großen Publikum mehr in die Augen sticht als ein Ornament. Der künstlerisch vortrefflich ausgebildete Lehrer pflegt eine Art der Darstellung, die für die Holzbildhauerei vorbildlich sein kann. Durch eine derbe, anatomisch-sichre Formengestaltung wird eine geschlossene, monumentale Wirkung erreicht, die wir in der Figurenklasse vielfach vermissen. Vor allen vermeidet er den in der Massenschnitzerei so gebräuchlichen tiefen Kehreisenschnitt, der stets kleinlich und zerreißend wirkt. Fink liebt humorvolle, robuste Motive, die immer Anklang finden. Er errang mehrere große Preise auf Fremdenartikel und erhielt den großen Reisepreis der Wiener Kunstgewerbeschule. Sein springender Hirsch mit Putto, von dem wir eine Abbildung bringen, seine derb drolligen Rübezahlfiguren und sein schwarzer Franz führten ihn in unseren größeren



Engel auf dem Orgelprospekt der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche in Liegnitz aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn

deutschen und österreichischen Kunstgewerbemuseen recht gut ein, und seine Gruppen finden schnell Abnehmer. Eine Schülerarbeit ist der sitzende Dackel, welcher in Finks Klasse als Gesellenstück von einem 18 jährigen Bildhauer nach der Natur selbständig ausgeführt wurde. Neben dem historischen Ornament wird auch das neuere, pflanzliche, mit Erfolg ausgeführt.

Auch die bereits erwähnte Industrieabteilung bringt recht gute Arbeiten hervor. Man ist von der Ansicht, ältere Riesengebirgsschnitzer auszubilden zu wollen, abgekommen und sucht nun jüngere Leute, die durch irgend welche Verhältnisse an die heimische Scholle gefesselt sind, für die Heimindustrie mit gründlicher Berufsbildung heranzuziehen. Bis jetzt sind es nur drei Schüler, die sich ganz der Kleinschnitzerei widmen wollen. In der unverzeihlich kleinen Tischlerei — infolge des Platzmangels wird außer in verschiedenen kleinen Nebenräumen sogar in der Hausflur gearbeitet — wurden größere Kirchen- und Möbelarbeiten ausgeführt.

Die frühere, kleine Industrietischlerei ist verschwunden und an ihre Stelle ist die erste Bau- und Kunsttischlerei getreten. Diese Abteilung wurde in den letzten drei Jahren bedeutend ausgebaut und einem besonderen künstlerisch gebildeten Möbelarchitekten unterstellt, unter dem noch zwei praktische Werkmeister für Tischlerei und Drechslerei tätig sind. Ueber die Tätigkeit dieser Abteilung soll in einem späteren Artikel noch einiges gesagt werden.

Mein Rundgang durch die Holzschnitzschule brachte mir die Ueberzeugung bei, daß die Anstalt auf dem besten Wege ist, kräftig mitzuarbeiten an der Hebung unseres deutschen Kunstgewerbes.



Aus der Ornamentklasse
der
Holzschnitzschule in Warmbrunn

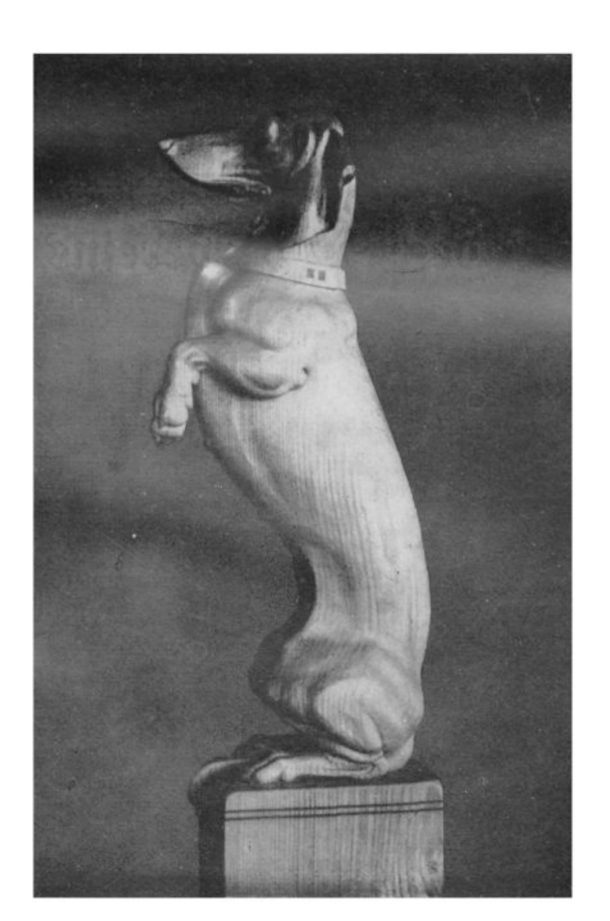
Hirsch mit Putto



von Josef Fink

Arbeiten aus der Holzschnitzschule in Warmbrunn

Dackel



Schülerarbeit



Architekt Conrad Helbig in Breslau: Klubhaus des Rudervereins Wratislavia

Das Klubhaus des Rudervereins Wratislavia

Von Georg Hallama in Breslau*)

Im Oktober ist in Breslau unter Teilnahme des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und der Vertreter der Behörden ein Klubhaus eingeweiht worden, das zu den schönsten Vereinshäusern Breslaus zu rechnen ist, das Klubhaus des Rudervereins Wratislavia. Es ist für den Sport und die Geselligkeit des Vereins geschaffen und sein Erbauer, Architekt Helbig, hat diesen beiden Umständen nach jeder Richtung hin Rechnung getragen. Schon die Architektur läßt den doppelten Zweck des neuen Hauses erkennen. Nach dem Wasser zu deuten die drei breiten Tore der dreihundert Quadratmeter großen Bootshalle und der in den Holzteilen in nordischer Art buntbemalte Fachwerkbau der Obergeschosse wie der Flaggenturm auf dem hohen roteingedeckten Giebeldach auf den Zweck des Hauses als Bootshaus, die breite Veranda im ersten massiven Geschoß und die hinter ihr liegenden Räume mit den hohen und breiten Fenstern auf die Geselligkeit hin. Der ganze Bau macht nach dem Wasser zu einen freundlichen, offenen, landhausmäßigen Eindruck. Nach der Straße zu ist das Haus völlig massiv in glatter Front gebaut, nur ein flacher Erker springt hervor. Belebt wird das Haus auf dieser Seite durch die außerordentlich abwechslungsreiche Gliederung des Giebeldaches, das Herunterziehen des Daches an dem mansardenartig ausgebildeten obersten Stockwerk, wie durch einfache geschmackvolle Ornamente, so eine Vignette eines Wikingerschiffes in voller Fahrt, die in terra nova auf dem Rauhputz des Hauses angetragen sind. Eine schwere eichene Haustür, beschlagen mit geschmiedeten Eisen und geschmückt mit buntfarbigen vergitterten Glasmedaillons wie die Holzauskleidung der Mansarden und reicher Blumenschmuck in den Fenstern vervollständigen das schöne Bild dieser Seite des Hauses. Auf die Vielprofiligkeit der Giebeldächer des Hauses, die an

*) Mit 4 Abbildungen nach Photographien von A. Pichler in Breslau.



Architekt Conrad Helbig in Breslau: Klubhaus des Rudervereins Wratislavia
Oben: Diele — Unten: Damenzimmer

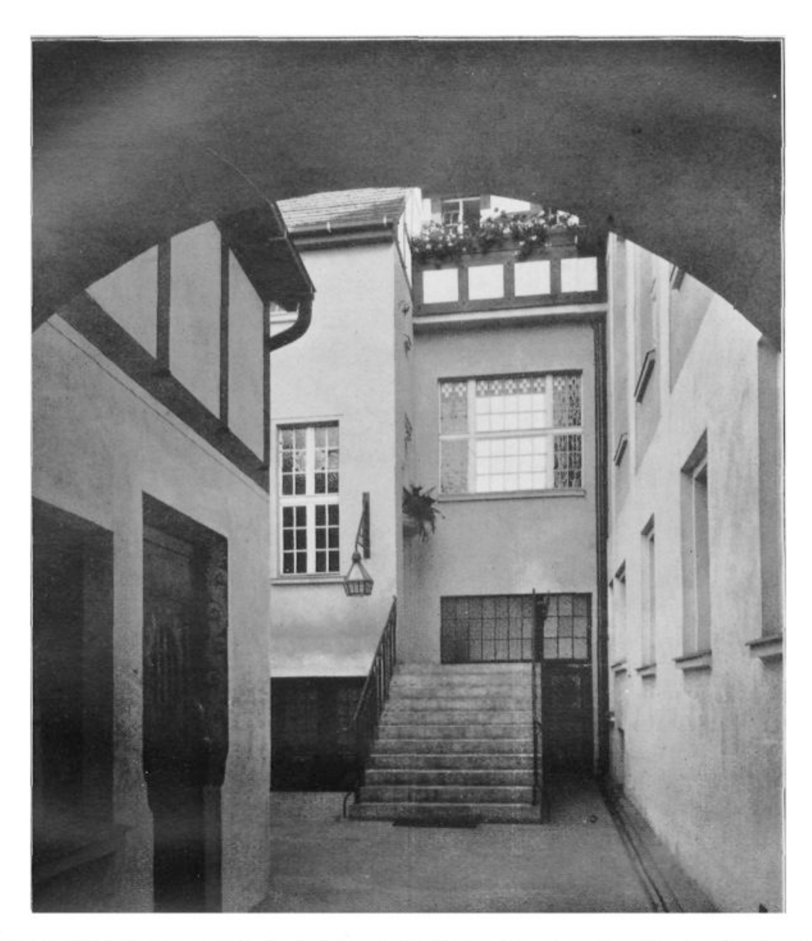


der Straße durch den architektonisch sehr wirkungsvollen Uebergang von dem westlichen zweigeschossigen zu dem östlichen dreigeschossigen durch Dazwischenfügen eines vermittelnden mit Giebel ausgestatteten Turmzwischenbaues zum Ausdruck kommt, hat der Architekt besonderen Wert gelegt und er hat damit erreicht, daß schon von der Straße am Weidendamm aus großer Ferne der Bau äußerst lebendig und freundlich wirkt.

Ebenso glücklich ist die Lösung der Achitektur des Hofes; durch einen in nordischer Art buntausgemalten Bogengang kommt man in ihn von der Straße aus und glaubt in den Hof eines alten deutschen Patrizierhauses versetzt zu sein. Von allen Seiten stoßen die roten Giebeldächer aufeinander und die lebhafte Profilierung des Hofes wird noch gehoben durch luftige holzumrahmte Balkons, bunte Glasfenster und reichen Blumen- und Pflanzenschmuck wie durch die breite granitene Freitreppe, die in das Haus hinaufführt. Eine mächtige bunt verglaste Eichentür unter einem kleinen über den Treppenpodest vorspringenden Blumenbalkon führt in das 40 Quadratmeter große Vestibül, in das durch die goldgelben Kathedralfenster eine Flut sonniger Strahlen fällt, die den mit Eichenpaneelen, Malerei und einer Decke in Kassettenform ausgestatteten behaglichen Raum äußerst stimmungsvoll gestalten. Eine teppichbelegte wuchtige Eichentreppe, hinter der versteckt sich der achtzig Quadratmeter große Garderobenraum befindet, geleitet weiter hinauf zu den Gesellschaftsräumen im ersten Stockwerk. Eine eichene Tür, deren reiche Verglasung auf blauem Grunde ein Wasserbild, Schilf, Lilien und Libellen und darüber schwebend die durchleutende Flagge des Vereins in ihren Farben Rotweiß mit liegendem schwarzen Kreuz in der Ecke zeigt, führt in die fünfzig Quadratmeter große Diele.

In ihr ist alles auf die Gemütlichkeit zugeschnitten. Die rauchgebeizten hohen Eichenpaneele und die Eichenkassettentäfelung der Decke erinnern an altdeutsche Stuben ebenso wie der aus blauen Kacheln mit einer weißen Haube gebaute Kamin, die behaglichen Sitznischen mit den gepolsterten Bänken und die Holzuhr mit ihrem tiefen melodischen Schlage. Klubsessel aus blaugrünem Saffianleder laden zur beschaulichen Muße in dem traulichen Raume ein. Von der Diele führen Eingänge nach dem Klubzimmer, dem Spielzimmer, dem Damenzimmer und dem Saal. Ein breiter Bogen, mit stilisierten Mohnblumen bemalt, spannt sich über die eichene buntverglaste Tür, die in das sechzig Quadratmeter große Klubzimmer geht. Es ist mit Eichenpaneelen, Malereien, einer Stuckbalkendecke, schweren eichenen Tischen und hohen, mit blauem Büffelleder gepolsterten Stühlen, einem reichgeschnitzten Preisschrank und dem Bilde des Kaisers in Eichenrahmung ausgestattet. Das Spielzimmer ist mit chemisch gebeizten kiefernen Rahmen umkleidet, die mit gründurchwirktem Stoff bespannt sind; darüber ist wieder Malerei, an die sich eine einfach gehaltene Decke anschließt. Spieltische, ein Schachtisch mit eingelegtem Brett, gepolsterte Spielsessel und ein Billard bilden die Einrichtung dieses etwa fünfundvierzig Quadratmeter großen Zimmers. Das anstoßende Damenzimmer ist außerordentlich freundlich gehalten, die Wände in Lilafarbe mit Rosenkränzen, die weiße Decke mit leicht angetragenen goldüberhauchten verschlungenen Rosenketten, die Möbel aus weißlackiertem Rüsternholz mit Goldverzierung, Sofa und Sessel mit hellbräunlicher Seide überzogen. Vor dem Damen-, Spiel- und Klubzimmer zieht sich in einer Breite von sechs Metern längs der ganzen Front des Hauses die Veranda hin, die mit weißgestrichenen Gartenmöbeln, handgeschmiedeten Laternen, immergrünen Sträuchern und roten violetten und weißen Blumen in den mit schwarzem Holz vergitterten Blumenkästen auf der steinernen Brüstung der Veranda ausgestattet ist und von der sich ein prächtiger Blick auf die Oder hinüber zur Technischen Hochschule und dem Zoologischen Garten bietet.

Klubzimmer und Diele sind mit dem Saal durch breite Bogeneingänge, die mit zusammenklappbaren Türen versehen sind, verbunden. Der Saal ist sechzehn Meter lang, zehn Meter breit und acht Meter hoch. Seine Wände sind bis fast zu zwei Meter Höhe mit einem Paneel von dunkelrotem Kiefernholz bekleidet, darüber läuft ein bunter Fries, der an den Pilastern des Saales von antiken figürlichen Bildern unterbrochen wird. Die Paneele sind mit eingeschnittenen Rosen auf grünlichem Grunde geschmückt. Die Decke ist an den Seiten als wuchtige Kassettendecke ausgebildet. In der Mitte ist sie ganz glatt in Weiß gehalten und über sie zieht sich ein Riesenmedaillon eines wulstig angetragenen weißen Rosenkranzes; für die Musik ist eine Galerie mit drei großen Oeffnungen und schmiedeeisernen Brüstung geschaffen. Beleuchtet wird der Saal von vier Riesenkronleuchtern aus handgeschmiedetem Eisen; die Kronleuchter sind zum Teil mit goldgelbem Kathedralglas, zum Teil buntfarbig verglast. Der Saal ist auf der dem Klubzimmer entgegengesetzten Seite mit einem etwa 30 Quadratmeter großen Anrichtezimmer durch eine quadratische Schiebtür verbunden, in deren Oeffnung



[Architekt Conrad Helbig in Breslau: Klubhaus des Rudervereins Wratislavia
Hofansicht

eine Theaterbühne errichtet werden kann. Im Anrichtezimmer, das mit der im Souterrain befindlichen Küche durch einen Aufzug verbunden ist, steht das Büffet. Daneben ist das Sekretariat des Vereins untergebracht. Außerdem liegen an der Straßenfront noch die Wohnungen des Oekonomen und des Hausmeisters. Nach dem Wasser zu sind im zweiten Stockwerk ein Schlafraum für die Trainingsruderer in Größe von rund 60 Quadratmeter und fünfzehn Zimmer für Mitglieder eingerichtet.

Das Erdgeschoß des Hauses ist fast vollständig für die sportlichen Zwecke des Vereins verwendet. Nach der Oder zu dehnt sich die mächtige Bootshalle aus, die Platz für fünfzig Boote bietet, daran anschließend längs des Hofes der 160 Quadratmeter große Ankleideraum für die Ruderer, in dessen Boden ein 60 Quadratmeter großes Wasserbassin aus Beton eingebaut ist; eine Neuheit, die das Ueben einer kompletten Vierermannschaft im Winter gestattet. Ein mit Fliesen ausgelegter Doucheraum mit kalten und warmen Douchen schließt sich an den Ankleideraum an. Jenseits des Hofes dehnt sich eine Kegelbahn aus, dessen Zimmer und Möbel im Biedermeierstil gehalten sind und der als Unikum einen langen Tisch hat, der, in der Flucht der Kegelbahn stehend, sich nach hinten verjüngt und von dem infolgedessen jeder an ihm Sitzende jederzeit die ganze Bahn überblicken kann.

So ist das Klubhaus der Wratislaven in vorbildlicher Weise für alle sportlichen und geselligen Zwecke des Vereins in vornehmer gediegener Weise eingerichtet und ausgestattet und es ist in seiner Architektur wie Ausstattung eine Zierde Breslaus. Der Architekt hat sich, wie der Protektor des Vereins Prinz Friedrich Wilhelm in Preußen bei der Einweihung in seiner Rede betonte, mit dem Klubhause selbst ein Denkmal gesetzt.

Von Nah und Fern

Unsere Beilagen

Familienbild von Karl Bantzer. Kaum jemals vorher hatte eine Erwerbung unseres Museums eine so gute Presse, wie man im neuesten Zeitungsjargon zu sagen pflegt, als unser „Familienbild“ von Karl Bantzer. Einstimmig heißt es „das sonnige Bild“. Aus dem Zusammenhang aber geht jedesmal hervor, daß damit auf die äußere nicht nur, sondern mindestens ebensosehr auf die innere Haltung des Bildes Bezug genommen wird. Dies ist bezeichnend für die mehr und mehr zur Herrschaft sich durchringende Stimmung. Wie lange ist uns vorgeredet worden, nur auf das w i e komme es in der Kunst an; die Botschaft ist auch heute noch nicht ganz verstummt, aber der Glaube ist bedenklich ins Wanken gekommen. Bantzer war niemals Anhänger jener extremen Lehre; er steht auf der Höhe der modernen Technik, aber er begnügt sich nicht damit, ihm war der Gegenstand der künstlerischen Darstellung niemals gleichgiltig. Das Volk, genauer sein althessisches Bauernvolk in den charaktervollsten Vertretern künstlerisch zu gestalten, war immer seine Freude. Hessische Bauern, bald in ruhiger Existenz, bald bewegt in Freud und Leid, begegnen uns auf seinen meisten Bildern, nicht nur als Farbenprobleme, sondern mehr noch um des seelischen Gehaltes willen. Bilder hat er geschaffen, auf denen jeder Kopf von einem Menschenschicksal erzählt. Aber nicht nur die Schwere des Daseins hat ihn zur Schilderung gereizt, auch dessen Lichtblicke weiß er mit farbenfrohem Pinsel zu schildern; wohl selten so liebenswürdig, so überzeugend wie auf dem „Familienbild“ unserer Galerie. Er hat den Gegenstand aus nächster Nähe geschöpft, die eigene Familie ist es, die da im Sonnenschein auf blumenbesäter Wiese fröhlich einherwandelt; springend und singend die standfesteren Kinder, blumenpflückend das jüngere, während hinter ihnen rechts die Mutter mit dem Jüngsten, dem Hemdenmatz, auf dem Arme folgt. Das alles ist leicht aufzuzählen; nicht ebenso der Reichtum, die Mannigfaltigkeit der Linienführung, der Bewegungsmotive, der Ueberschneidungen, der fein abgewogene Aufbau der Gestalten, die Verteilung der Massen, was alles zusammen einen sanft zwingenden Rhythmus erzeugt, der dem Beschauer die Vorstellung vorwärts strebender Bewegung aufdrängt. Und über die Szene und die freundliche, durch Hügelreihen im Hintergrund abgeschlossene Wiesenlandschaft ist nun heiterer Sonnenschein ausgegossen. Damit beginnt der technisch interessante Teil des Problems: läßt sich Sonnenschein glaubhaft darstellen? Viele Leser dieser Zeilen, besonders die wissenschaftlich orientierteren, werden geneigt sein, die Frage schlechthin zu verneinen; sie werden einwerfen, daß gemalte farbige Flächen nicht aus sich heraus Lichtstrahlen zurückwerfen können, wie die von der Sonne beschienenen Gegenstände. Ganz recht, aber die seelischen Reflexe darzustellen, wie sie in Haltung, Gebärden und zumal in unbewußten Reflexbewegungen der Personen sich äußern, dies vermag der Künstler. All die helle Blumenpracht, der sommerliche Himmel, die strahlende Heiterkeit der einherziehenden Familie, die hellen Farben — sie lassen den Sonnenschein mehr nur ahnen; glaubhaft wird er erst beim Anblick dieser blinzelnden Augen. Durch diesen kleinen, der Wirklichkeit abgelauschten Zug erreicht der Maler mehr als durch seine schönsten Farben; hierdurch suggeriert er uns den Glauben an seinen Sonnenschein, der Natur und Menschenherzen durchleuchtet. So wirkt alles, Landschaft und Menschen, Farben und Linien, harmonisch zusammen zu einem wahrhaft sonnigen Bilde.

J. J a n i t s ch

Brunnen von Richard Engelmann. Den Denkmalsmännern scheint die Götterdämmerung zu kommen. Man beginnt einzusehen, daß die Kunst wenig Vorteile davon hat, wenn rings im Lande auf ornamentierten Sockeln Fußgänger oder Reiter im Paradedreß stehen. Zum mindesten reifte die Erkenntnis, daß das Prinzip, dem die Römer (Marc Aurel), und später die Renaissance (Gattamelata und Colleoni), auch der Barock (Schlüters Großer Kurfürst) unsterbliche Werke abgewannen, von dem patriotischen Großbetrieb der letzten vierzig Jahre, sonderlich der beiden letzten Dezennien, ins Unermeßliche überspannt wurde. So wagen es denn mutige Freunde der Künste, hier und da statt eines Frackes oder einer Uniform eine reine, vom Kostümsymbol befreite Plastik an die Straßen und in die Gärten zu stellen. Etlichen Philistern und all den Kurzsichtigen, die im Kunstwerk nichts anderes als ein Lehrmittel sehen, mag es ob solcher Kühnheit der Sinne grauen. Wie's beliebt, könnten wir andern sagen, denkmalt ruhig weiter, auch ohne euch wird die Kunst herrlich aufgehen wie die Sonne aus der Nacht. Indessen, da diese Schreckhaften zuweilen auf Geld und Stimmen Einfluß haben, dürfte es sich verlohnen, zwei Worte ihnen entgegen zu stellen. Fürs erste: der nackte Mensch ist in der Tat das eigentliche Objekt der freien Rundplastik, war es zu allen Zeiten. Das steht unumstößlich fest; doch ist damit nicht gesagt, daß (wie Max Klinger es ausdrückt): „ohne Sinn und Verstand, ohne Wahl und Notwendigkeit das Nackte überall beim Haar herbeigezogen werden müsse. Aber, daß es da, wo es logisch notwendig ist, ohne falsche Scham, ohne drückende Rücksicht auf gewollte und gesuchte Blödigkeit vollständig gegeben werde, muß gefordert werden.“ Man muß begriffen haben, daß die Plastik nach der Form an sich, nach dem Ideal, dem metaphysischen Ziel, dem kosmischen Sinn aller formbildenden Kräfte, hindrängt. Dann wird man auch Gefühl dafür bekommen, daß Kleidungsstücke den plastischen Absichten nur dienen, wenn sie die Form nicht etwa verhüllen, vielmehr stärker und selbständiger sich entwickeln lassen. Zu zweit ist anzumerken: daß das Kunstwerk seinen Zweck, sein Existenzrecht, nur in sich selbst zu finden vermag. Ein militärisches Trompetensignal ist nur ein Mittel; Beethoven dient niemandem. Und doch kann er in weit höherem Maße als die primitive Tonfolge des Hornisten einen Weckruf, einen Sturm über die Menschenseele bringen. Genau so steht es um die Malerei und die Plastik. Ein Schlachtenbild, auf dem die verschiedenen Regimenter naturgetreu mit sämtlichen Montierungsstücken versehen sind, und das auch im übrigen der Geschichtswahrheit entspricht, bleibt nichts als ein interessanter Bericht, wenn etwa Hodlers Auszug der Jenenser Studenten aufgerollt wird. Vor diesen Rhythmen, die gleich Fanfaren die Fläche aufreißen und den Raum durchdringen, vor dieser, dem Alltag fernen Monumentalität, verblaßt die interessante Wirklichkeit wie Rauch, wenn aufschlagende Flammen über ihn kommen. Aus solcher Erkenntnis, aus solchem Empfinden, blicke man auf den Brunnen, den Richard Engelmann für Görlitz geschaffen hat. Inmitten des grünen Wachstums liegt von Steinen gefaßt, oval, ein Wasserspiegel. Daraus steigt ein Block, vierkantig, gezähmt, geglättet; er trägt ein Rauhgestein, auf dem ein Frauenleib lagert. Honny soit, qui mal y pense: man denke sich hier eine komplett angezogene Dame mit Federhut und Lackschuhen. Würde da nicht die Absicht zur Grimasse werden. Die Absicht ging dahin: inmitten der freien Natur ein Kunstwerk (ein Werk aus Menschenhand) von dem zeugen zu lassen, was man der Erdensöhne höchstes Gut nennt: von Schönheit und Kraft, von gebändigter Elastizität



Goethe-Pavillon in Glogau
von Stadtbaurat Wagner in Glogau

und gespanntem Rhythmus. Hätte eine modellierte Kostümpuppe so etwas zu leisten vermocht? Erfüllt Engelmanns Brunnenfigur unser Erwarten? Sie tut es; sie macht uns die Natur ringsum doppelt fühlen und hebt sich doch gewaltig aus dem Vielfältigen der Blätter und Stämme, der Blüten und Sonnenkreise, als eine in sich geschlossene, ewig für sich bleibende, lockende und doch unnahbare, dienende und doch niemandem untertane Welt des schönen Scheins. Worte, Worte! tadelt der Blinde. Der Blinde und der Empfindungslose trete abseits, wenn das Mysterium der Kunst zum Geschehnis wird. Die Natur keimt und vergeht; das Kunstwerk bleibt unbewegt, bleibt Brennpunkt im Ablauf der Alltäglichkeit. Dies freilich nur in dem Grade, als es die Natur besiegte; besiegte, indem es sie ausschöpfte, geistig reinigte und mit starkem Willen konzentrierte. Engelmanns Figur hat solches Leben von Künstlers Gnaden. Der Architektonik des Körpers entströmt jene wallende Musik, die von frühester Griechenzeit her das immer junge Leben des die Lebenden überdauernden Steines bedeutet. So wird auch das gewaltige Weib von Görlitz, dessen Schenkel wie Säulen und dessen Hals wie gemauert, in der Vitalität der Ruhe beharren; wird die Geschlechter an sich vorüberziehen sehen und doch nie unmodern werden, wird leben, weil sein Schöpfer das Leben meisterte. Robert Breuer

Vereine

Der Oberlausitzer Kunstgewerbeverein beendete am 30. Juni sein 9. Geschäftsjahr. Es umfaßte ausnahmsweise nur 9 Monate, da die mit der Eintragung des Vereins in das Vereinsregister zusammenhängende Aenderung der Satzungen eine Verlegung des Vereinsjahres mit sich gebracht het. Am 29. August fand die diesjährige Hauptversammlung statt, in der über die Tätigkeit des Vereins im vergangenen Jahre Bericht erstattet, der Kassenabschluß vorgelegt und die Wahlen vorgenommen wurden. Aus der Tätigkeit des Vereins ist Folgendes hervorzuheben:

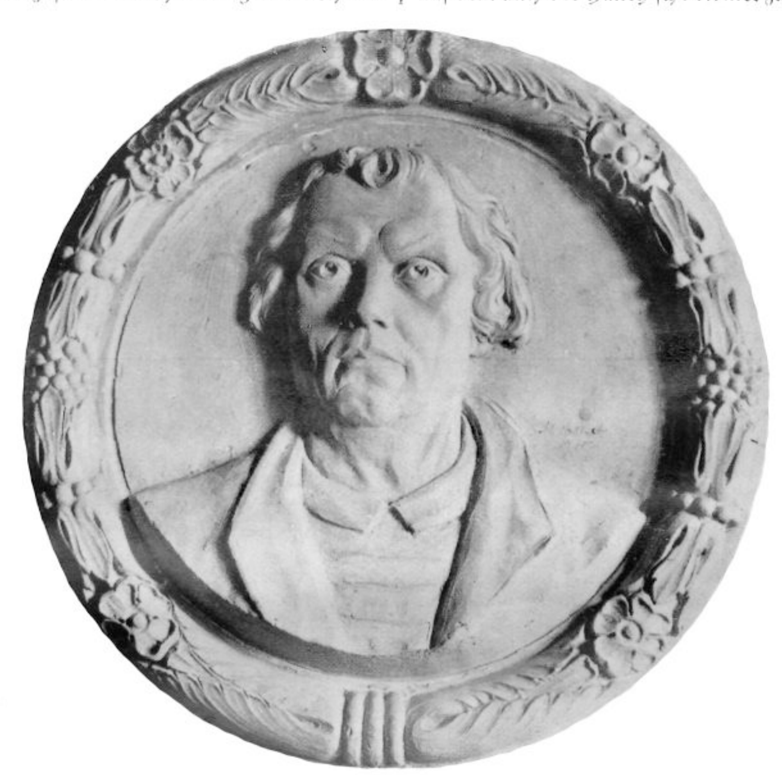
Es fanden vier öffentliche Vorträge statt: 1. am 4. Oktober 1909 Vortrag des Herrn Professor Seeck-Berlin, „Ueber Friedhofskunst“ verbunden mit Lichtbildern; 2. am 15. November 1909 sprach Herr technischer Direktor Bartel-Berlin, „Ueber terra sigillata, die altrömische Töpferware und die Versuche zu ihrer Nachbildung“ unter gleichzeitiger Vorführung von Lichtbildern und keramisch technischen Proben; 3. am 15. Januar 1910 Vortrag des Herrn Dr. med. Grosse-Dresden, „Ueber Frauenschönheit und Frauenkleidung“ veranschaulicht durch Lichtbilder; 4. am 12. März 1910 Vortrag des Herrn Dr. Richard Hamann-Steglitz, „Ueber Erlebniskunst, dekorative Kunst und Plakat“ mit begleitenden Lichtbildern. In der Gruppe der Kunsthandwerker sprachen außerdem: am 26. November 1909 Herr Pastor Trillmich-Hennersdorf, über „Unechtes und Unschönes beim Begräbnis“; am 4. Februar 1910 Herr Professor Dr. Jecht-Görlitz, über „Wendel Roßkopf, ein Görlitzer Meister und seine Vorgänger“; am 25. Februar 1910 Herr Maler Klose-Görlitz über das „Programm der Königlichen Kunstgewerbeschule zu Berlin“. Außer der vom Gesamtverein veranstalteten Ausstellung „Friedhofskunst“, die vom 18. September bis 31. Oktober 1909 dauerte, sind erwähnenswert die kleineren Ausstellungen von Studien-Arbeiten, welche die Tätigkeit der Gruppe für Naturzeichnen und der Gruppe zur Pflege der Heimatkunst illustrierten. In den Sommermonaten wurden Studien-Ausflüge nach Zittau, nach Bunzlau und nach der Gröditzburg unternommen, ebenso wurden Werkstätten-Besuche abgestattet bei den Firmen: Diepold & Siebner, Werkstatt für Wohnungskunst, Görlitz, und G. Kügler & Co., Werkstatt für photographische Apparate und Panoramen. Die seit Jahren eingeführten Freitag-Leseabende im Vereinslokale wurden auch im letzten Winter regelmäßig innegehalten. Seit dem 29. September 1909 hat sich

dem Oberlausitzer Kunstgewerbe-Verein e. V. zu Görlitz die Damengruppe „Reformkreis“ unter dem Vorsitz der Frau Direktor Dr. Winderlich-Görlitz angegliedert, die in der Propaganda für eine naturgemäße Reform der Frauentracht und für Veredelung der künstlerischen Frauen-Arbeit eine rege Tätigkeit entfaltet. Die Uebungsabende des Skizzenklubs, welcher sich in der Hauptsache dem Akt-Zeichnen widmet, finden nach wie vor regelmäßig Montag und Dienstag statt und erfreuen sich einer regen Beteiligung. Die Gruppe für Heimatkunst hat im verflossenen Jahre durch Natur-Aufnahmen in der Umgegend bei ihren Mitgliedern das Interesse für die nähere Heimat aufrecht erhalten.

Der Vorstand und der Beirat des Vereins setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Ehrenmitglied: Architekt und Kgl. Oberlehrer Viktor Höfert, Stettin. Ehren-Vorsitzender: Oberbürgermeister Georg Snay, Görlitz. Vorsitzender: Bildhauer und Kgl. Oberlehrer August Schneider, Görlitz. Stellvertretender Vorsitzender: Zeichenlehrer Wilhelm Mordelt, Görlitz. Schriftführer: Stadtbauführer Georg Döring, Görlitz. Stellvertretender Schriftführer: Bankvorsteher Gustav Bormann, Görlitz. Schatzmeister: Dekorationsmaler Oswin Kaßner, Görlitz. Beirat: Königlicher Kommerzienrat Martin Ephraim, Görlitz. Sanitätsrat Dr. Max Glogowski, Königlicher Kreis-Wundarzt a. D., Görlitz. Stadtbauinspektor Erich Labes, Görlitz. Bildhauer Hermann Riediger, Görlitz. Königlicher Landrat Karl von Roeder, Görlitz. Freiherr von Schenkendorff, Direktionsrat a. D. Landtagsabgeordneter, Görlitz. Tischlermeister Hermann Schmidt, Görlitz. Kunstdruckereibesitzer und Verlagsbuchhändler Georg Starke, Kgl. Hoflieferant, Görlitz. Vermessungs-Inspektor Franz Strauch, Görlitz. Kunst- und Dekorationsmaler Moritz Werner, Görlitz. Der Verein zählt zur Zeit 244 Mitglieder.

Goethe-Pavillon

Am 18. August haben die schönen Promenaden Glogaus einen neuen Schmuck erhalten. Der Goethe-Pavillon, zu dem seinerzeit Frau Luise Weisstein in hochherziger, nachahmenswerter Weise die erforderlichen Kapitalien zur Verfügung gestellt hatte, ist fertig geworden und findet in allen Kreisen der Bevölkerung freudige Anerkennung. Ueber der Goethe-Büste, die nach dem bekannten Rauch'schen Modelle in Laaser Marmor ausgeführt ist, wölbt sich eine einem griechischen Tempelchen ähnliche Säulenhalle, die sich von dem dunklen Grün der Promenaden-Anlagen wirkungsvoll abhebt. Die Innenwölbung der Kuppel ist durch die 12 Bilder des Tierkreises und einen Teil des Frühjahrs-Sternhimmels, auf dem auch der Halley'sche Komet zu sehen ist, geschmückt. Der Entwurf des Pavillons stammt von Herrn Stadtbaurat Wagner in Glogau. G. Kr.



Lutherrelief von Walter Kellert

Luther-Relief

Das auf dieser Seite abgebildete Rundmedaillon mit dem Charakterkopfe Martin Luthers ist, in Marmor inzwischen ausgeführt, für die Kirche in Mondschütz, Kreis Wohlau bestimmt, wo es am 10. November dieses Jahres, dem Geburtstage des Reformators, enthüllt werden soll, als ein Zeugnis der Heimatliebe eines Schlesiers, des Herrn Adolf Kellert in Halle a. S., der es der Kirche seines Heimatdorfes stiftet, und zugleich als eine Talentprobe seines Sohnes Walter, der es mit 20 Jahren modelliert hat. Der junge Bildhauer hat das Gymnasium in Halle bis Obertertia besucht, und ist dann zu dem Bildhauer Zutoff in Scopau bei Merseburg gekommen, der sich über seine Begabung und seinen Fleiß sehr anerkennend geäußert hat. Walter Kellert will jetzt zu weiteren Studien voraussichtlich nach Paris gehen, um sich später einmal in Schlesien niederzulassen.



phot. Ed. van Delden in Breslau

Altes Patrizierhaus (Ring 5) in Breslau